

LESEPROBE

AUS

MAEVE — SAND UND STEIN

VON

KIO MOONFLEUR

PROLOG

Die Absätze ihrer Schuhe knirschen auf dem Schotterweg, als Susan die Einfahrt entlanggeht. Das weiße Holzhaus sieht mit seiner Veranda und den leuchtend blauen Fensterrahmen gemütlich und einladend aus - würde hinter ihm nur nicht der dunkle Wald so bedrohlich wirken. Die Sonne ist bereits hinter den Baumwipfeln verschwunden. Susans Schritte werden langsamer, zögerlicher. Am liebsten würde sie einfach umdrehen und wieder gehen. Doch sie hat einen Auftrag.

Während sie die wenigen Stufen zur Veranda emporsteigt, streicht ihre Hand über das hölzerne Geländer, die andere umklammert den braunen Umschlag. Oben auf dem Treppenabsatz atmet sie tief durch und klemmt ihre kurzen Haare hinter das Ohr. Dann schüttelt sie ihre rechte Hand aus, als müssten ihre Muskeln gelockert werden, bevor sie den kleinen runden Klingelknopf betätigt.

Es dauert nicht lange, bis sich das milchige Sichtfenster erhellt. Darauf folgt ein Klimpern, als die Sicherheitskette gelöst wird, schließlich öffnet sich die Tür. Für einen Moment stockt Susan der Atem. Der Mann vor ihr ist nicht sonderlich groß, aber kräftig und mit seinen schulterlangen Haaren und dem Bart, der eher nach zehn als nach drei Tagen aussieht, wirkt er gefährlich. Kein Wunder, dass über ihn Geschichten erzählt werden.

»Ähm ...«, beginnt Susan. Für einen Moment hat sie vergessen, weswegen sie überhaupt hier ist. Der Mann vor ihr zieht die Augenbrauen leicht nach oben, während sein rechter Arm am Türrahmen lehnt. So wirkt er noch einschüchternder. »Hier.« Prompt hält sie ihm den Umschlag hin. Der Mann nimmt diesen irritiert entgegen.

»Was ist das?«

»Das sind alle Informationen zu Maeve Dawson.«

»Und was soll ich damit?«

Susan atmet wieder tief ein. Das hier ist wirklich nicht leicht. »Maeve Dawson soll in dein Team. Aber egal, was ich gemacht habe - sie lässt sich nicht überzeugen. Jetzt bist du an der Reihe. Sie ist ziemlich schwierig, also überleg dir vorher, wie du die Sache angehst.« Susan unterdrückt ein Seufzen - endlich sind die Worte gesagt. Der Mann starrt nachdenklich auf den Umschlag, während Susan ihr Gewicht auf das linke Bein verlagert.

»Du bist Susan Wood, richtig?« Er schaut auf, sieht ihr direkt in die Augen.

Susan blinzelt. »Ja.«

Er nickt. »Mit welcher Methode hast du es denn versucht?«

Sie schluckt, weil sie sich wie ein Schulkind fühlt, das vor der ganzen Klasse die richtige Antwort geben muss. Hitze schießt ihr in die Wangen, jedoch zwingt sie sich, ihm fest in die Augen zu schauen.

»Du musst mich nicht kontrollieren. Ich bin ausgebildet«, antwortet sie etwas zu schnippisch.

Jetzt wird er ungehalten. »Ich frage nicht, weil ich dich kontrollieren will. Ich will nur wissen, welche Methode bei Dawson nicht funktioniert.«

Susan wird kleinlaut. »Ach so ... Ich habe mit Beobachtung angefangen, war dann als Sucherin zum Gespräch bei ihr zu Hause und habe es schließlich auf Augenhöhe als Freundin versucht. Aber sie lässt sich einfach nicht überzeugen. Selbst mit Hartnäckigkeit nicht. Egal, ob ich nur für sie oder für alle sichtbar bin, sie will nichts von mir wissen und vertraut mir nicht.« Susan atmet tief durch, kann ihre Verärgerung über Maeves Unbeugsamkeit nur schwer verstecken.

»Womit hast du angefangen?«

Irritiert schiebt Susan ihre Augenbrauen zusammen. »Habe ich doch schon gesagt. Mit Beobachtung.«

»Und wer konnte dich dabei sehen?«, will er genervt wissen und rollt zusätzlich mit den Augen.

»Nur Maeve Dawson«, antwortet Susan verunsichert.

Der Mann schüttelt mit geschlossenen Augen den Kopf. »Du brauchst doch erst mal eine Vertrauensbasis, bevor du sie mit deiner Unsichtbarkeit schocken kannst.«

Für Susan hören sich die Worte wie ein Tadel an. Sie beißt sich auf die Unterlippe. Jetzt ist der Moment gekommen, um sich zu behaupten.

»Ich bin hier die Sucherin. Und ich wähle die Methoden aus.« Sie ist stolz auf sich. So souverän hat sie noch nie geantwortet.

Der fremde Mann öffnet die Augen und starrt sie ungläubig an. »Du bist eine blutige Anfängerin! Du hast noch nicht mal deine Kennnummer genannt! Also hör gefälligst auf das, was Ältere dir sagen, und lerne aus deinen Fehlern!«

Ein Tropfen Speichel ist auf Susans Wange gelandet, so sehr hat sich der Mann in Rage geredet. Erschrocken und angeekelt schließt sie die Augen. Ein dumpfer Knall sagt ihr, dass die Haustür vor ihrer Nase zugeschlagen wurde. Sie fühlt sich gedemütigt und bloßgestellt. Was hat er für ein Recht, so mit ihr umzugehen? Er gehört schließlich nicht zu den Suchern!

Als sie die Augen wieder öffnet, ist ihr Blick verschwommen, Tränen beißen in ihren Augenwinkeln, denn sie weiß genau, dass Lorcan Chester jedes Recht hat, sie zurechtzuweisen. Immerhin steht er in der Rangliste über ihr. Auch wenn das die Demütigung nicht besser macht.

Mit zitternden Knien stolpert sie die Treppenstufen hinunter und auf dem Weg nach Hause schwört sie sich, dieses Grundstück nie wieder zu betreten.

KAPITEL 1

Nach einem tiefen Atemzug öffne ich die Augen und stoße einen leisen Seufzer aus. Von meinem Platz im Klassenzimmer aus überblicke ich den gesamten Schulhof sowie die Straße davor. Die ausladende Eiche auf der gegenüberliegenden Straßenseite wird von der Frühjahrs-sonne wie von einem Scheinwerfer angestrahlt. Autos fahren nur vereinzelt vorbei, was daran liegt, dass sich unsere Schule in einem verkehrsberuhigten Bereich in Swansea befindet. Ich mag diese ruhige Ecke hier. Abgesehen von den am Straßenrand parkenden Wagen ist niemand zu sehen.

»Dawson.«

Unwillkürlich zucke ich zusammen, während mein Blick den meiner Lehrerin trifft.

»Ähm ... Ich ... Tut mir leid ...«, stottere ich. Die anderen Schüler in der Klasse lachen. Meine beste Freundin Joyce sieht mich aus zusammengekniffenen Augen an.

»Dawson, ich möchte, dass du nach dem Unterricht kurz zu mir kommst.« Der eindringliche Blick meiner Lehrerin lässt mich schlucken.

Während des restlichen Unterrichts kann ich mich immer noch nicht konzentrieren, doch diesmal ist das bevorstehende Gespräch daran schuld. Der tiefe Gong erlöst mich aus meinen düsteren Gedanken, auch wenn es meine Übelkeit schlagartig verstärkt. Wehmütig sehe ich Joyce hinterher, wie sie gemeinsam mit den anderen den Raum verlässt. Dass sie sich dabei nicht einmal zu mir umdreht, versetzt mir einen Stich. Doch vorerst habe ich ein dringenderes Problem.

Meine Lehrerin hat bereits ihren mitfühlenden Blick aufgesetzt, so als wüsste sie genau, wie es in mir aussieht. Dabei weiß sie gar nichts.

Widerwillig begeben sich alle zu ihrem Pult.

»Du bist eine sehr gute Schülerin«, beginnt sie mit ihrem Plädoyer. »Und bis vor wenigen Wochen warst du die Klassenbeste. Ich frage mich, was dich so aus der Bahn geworfen hat. Wenn das so weitergeht, kann ich dir keine Eins mehr geben. So weit ich weiß, brauchst du gute Noten fürs Studium. Es sind nur noch zwei Monate bis zu den Abschlussprüfungen und ich will, dass du endlich wieder mehr Einsatz zeigst.« Offenbar enttäuscht von meinem Verhalten schüttelt sie den Kopf.

Das hat gesessen. Ich muss mich wirklich anstrengen, schließlich will ich Psychologie studieren und dafür brauche ich einen guten Notendurchschnitt. Ich darf mich nicht von irgendwelchen Hirngespinnsten ablenken lassen.

»Willst du mir deine Gedanken mitteilen?« Ihr Blick ist prüfend und ich weiche ihm aus.

»Nein«, sage ich knapp.

Meine Lehrerin seufzt und entlässt mich schließlich mit dem Angebot, jederzeit zu ihr kommen zu können, falls ich es mir anders überlegen sollte.

Hastig stürme ich die breiten Treppen hinunter. Ich muss Joyce unbedingt einholen. Die Funkstille zwischen uns ertrage ich nicht länger. Schnell überquere ich die Eingangshalle und laufe auf den Hof.

»Ey Dawson!«

Mein Kopf schnellt herum und meine Füße bleiben abrupt stehen. Sofort ärgere ich mich, dass ich auf diese blöde Stimme überhaupt reagiere. Keine zwei Meter entfernt stehen meine Mitschüler Tom und Peter, lässig gegen die Gebäudewand gelehnt. Beide feixen.

»Na, wie war dein Gespräch? Hast du eine Lektion erteilt bekommen?« Sowohl Peter als auch Tom lachen lauthals.

Genervt wende ich mich zum Gehen. Joyce ist wichtiger als diese Idioten.

»Ey Dawson!«, ruft Peter erneut. »Ich will dir ja nicht zu nahe treten, aber man sieht deine hässliche Narbe. Das ist echt abartig, weißt du das? Du solltest mal über eine Schönheits-OP nachdenken.« Wieder grölen beide und ich spüre, wie mir die Schamesröte ins Gesicht schießt. Ich muss hier weg!

Hastig setze ich meinen Weg fort, doch zu meinem Leidwesen folgen sie mir. Schnell fahre ich mir mit den Händen zum Scheitel und streiche die Haare auf der rechten Seite in die richtige Position, damit meine halbrunde Narbe verdeckt wird. Seit meinem sechsten Lebensjahr zieht sie sich hellgräulich und sichelförmig von meiner rechten Schläfe hinunter bis zur Wange. Ich weiß nicht, woher ich sie habe. Geblieben sind mir nur Erinnerungen an Hänseleien, an Mutproben, die daraus bestanden, meine Narbe zu berühren, während ich mich dagegen gewehrt habe. Erinnerungen an Schimpfwörter und Beleidigungen.

»Weißt du, wenn du kein Geld für eine OP hast, kannst du dir ja welches bei deinen Alten pumpen.«

Am liebsten würde ich mir die Ohren zuhalten, doch vermutlich müsste ich dazu auch noch aus voller Kehle singen, damit ich Peters Stimme nicht mehr höre.

Unerbittlich redet er weiter, während er mittlerweile neben mir hergeht. »Ach warte mal«, überlegt er laut und wirft dabei einen Blick nach hinten zu Tom. »Da war doch irgendwas ... Ach ja! Dein Dad ist Alkoholiker und deine Mum vor Scham abgehauen. Richtig! Also an deiner Stelle würde ich Schluss machen. Hässlich, arm und ungeliebt. Aber, hey, du kannst ja einen Spendenaufruf starten. Ich wäre sogar gnädig und würde fünf Pence beisteuern.« Peter grinst und hinter uns wiehert Tom vor Schadenfreude.

Mein Gesicht muss inzwischen die Farbe von überreifen Kirschen haben, so heiß fühlt es sich an. Normalerweise steht mir Joyce in solchen Momenten bei, doch ich kann sie zwischen den anderen Schülern noch immer nicht ausmachen. Die meisten tummeln sich auf dem Bürgersteig und warten allein oder in Grüppchen auf den Bus. Mein Blick wandert über die vielen Gesichter und als ich mir sicher bin, dass Joyce nicht hier ist, sehe ich die Straße hinunter. Endlich kann ich ihre hochgewachsene Figur ausmachen. Ihre langen Schritte tragen sie schnell von mir fort. Ich lasse Peter und Tom stehen und ignoriere ihre hämischen Rufe, als ich anfangen zu laufen. Ich muss sie unbedingt einholen!

Nebenbei werfe ich einen prüfenden Blick zu der Eiche gegenüber unseres Schultors und sofort spüre ich das vertraute Holpern meines Herzens. Schon wieder steht sie dort. Lässig lehnt

sie am Stamm und beobachtet mich, die kurzen Haare hinters Ohr geklemmt, die Arme vor der Brust verschränkt. Ich versuche, sie zu ignorieren, doch meine Gedanken wirbeln umher. Vorhin waren der Schulhof und der Platz unter der Eiche leer. Sie kann also noch nicht lange dort stehen.

Verzweifelt schüttle ich den Kopf und laufe schneller, um meine beste Freundin einzuholen.

»Joyce!«, rufe ich ihr zu.

Ihr Kopf dreht sich zu mir herum und mit einem sichtbar genervten Gesichtsausdruck bleibt sie stehen. Nach wenigen Metern bin ich endlich bei ihr und hole japsend Luft.

Mit geschürzten Lippen wartet sie darauf, dass ich etwas sage, und wirft dabei ihre schwarzen Haare über die Schulter.

»Hör mal, Joyce ...«, fange ich nach einer Weile an, als ich wieder normal atmen kann. »Wollen wir nicht zusammen nach Hause gehen? Ich weiß, dass ich in letzter Zeit etwas schwierig bin, aber -«

»Etwas schwierig?« Joyce stößt einen ungläubigen Lacher aus. Sie dreht sich kurz weg, atmet tief durch und sieht mir anschließend wieder in die Augen. »Du willst mit mir zusammen nach Hause gehen? Du willst auf einmal Zeit mit mir verbringen? Nachdem du vier Wochen lang Ausreden gesucht hast, um nicht mit mir reden zu müssen? Dann sag mir verdammt noch mal, was mit dir los ist!«

Sie legt ihre Hände an meine Oberarme, als wollte sie so die Wahrheit aus mir herausbekommen, ihr Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. Ihre großen braunen Augen blicken in meine hellblauen, wahrscheinlich sucht sie nach Antworten.

Unbehaglich beiße ich mir auf die Unterlippe. Ich weiß, dass ich an der Funkstille zwischen uns schuld bin. Ich will diese Stille nicht mehr, aber ich kann ihr auch nicht einfach so den Grund dafür sagen, er will nicht über meine Lippen. Ihn laut auszusprechen würde bedeuten, dass ich mir selbst eingestehen muss, krank zu sein. All die Jahre habe ich gehofft, dass es kein genetischer Defekt ist. Doch mittlerweile bin ich mir sicher, dass ich die psychische Erkrankung meines Vaters geerbt habe.

Bei dieser Erkenntnis steigen Tränen in mir hoch und das Gesicht meiner besten Freundin verschwimmt vor meinen Augen. Nicht hier, nicht jetzt! Auf einmal spüre ich Joyces Arme. Sie drückt mich an sich, hält mich fest, während ich in Tränen ausbreche. Ich klammere mich an sie, will sie nie wieder loslassen. Mit Gewalt hat die Angst Herrschaft über mein Innerstes gewonnen, sie quetscht mir die Luft ab und ich japse und schluchze. Minutenlang stehen wir mitten auf dem Gehweg, bis meine Schluchzer leiser werden. Schließlich lösen wir uns voneinander und Joyce kramt ein Taschentuch aus ihrer Jacke für mich hervor. Ich wische mir damit über meine verquollenen Augen und atme tief durch, um die Angst wieder zurückzujagen. Wo auch immer sie herkommt.

»Wollen wir nach Hause gehen?«, fragt Joyce sachte und entlockt mir damit ein Lächeln. Sie drückt mich ein letztes Mal an sich und dann setzen wir uns in Bewegung. An der nächsten Biegung kann ich nicht anders, ich muss einen Blick zurückwerfen. Das ungute Gefühl ist noch immer da, mein Herz stolpert noch immer beim Gedanken an sie.

Der Platz unter der Eiche ist leer. Mein Puls rast. Ist sie uns gefolgt? Hastig scanne ich die Umgebung ab, entdecke sie jedoch nirgends. Die Frau ist einfach fort.

Ich wende mich Joyce zu. Wenn nicht jetzt, wann dann? Jetzt habe ich die Zeit und die Gelegenheit, ihr alles zu erklären. Ich muss es einfach. Sie ist meine einzige und beste Freundin. Ich will sie nicht verlieren, und ich weiß, dass sie nicht über mich lachen wird.

»Möchtest du auf eine Zitronenlimo zu mir kommen?« Meine Stimme zittert leicht.

Sie lächelt und nickt mir zu. »Sehr gern.«

Dann nimmt sie meine Hand.

Wir haben es uns mit Decken und Kissen auf dem Boden in meinem Zimmer bequem gemacht. Jede von uns hält ein großes Glas mit selbstgemachter Limonade in der Hand. Für einen Moment hört man nur unser Schlürfen an den Strohhalmen und gedämpft die Motorengeräusche unten auf der Straße. Mein Blick wandert an den Wänden mit den vielen Fotos von Joyce und mir entlang, an mein schmales Bücherregal, in dem sich hauptsächlich Schul- und Kochbücher stapeln, bis hin zu meinem aufgeräumten Schreibtisch mit den dunklen Dachbalken darüber. Dort steht mein Lieblingsbild, auf dem Joyce und ich auf einer Wiese liegen und in die Kamera grinsen. Ich mag diese Unbeschwertheit auf unseren Gesichtern. Eigentlich war es ein ganz normaler Tag. Aber vielleicht war er auch deswegen so besonders, weil wir keine Sorgen hatten. Wir haben uns über Schokolade unterhalten und Joyce fing plötzlich damit an, meine Haare zu kategorisieren und sie der Farbe Vollmilchschokolade zuzuordnen. Daraufhin erklärte ich ihr, dass ihre Haarfarbe mindestens fünfundachtzig Prozent Kakao enthielt und damit im krassen Kontrast zu ihrer blassen Haut stehen würde.

Ich spüre, wie sich ein Grinsen auf mein Gesicht schleichen will, doch als ich daran denke, dass dieses Foto auch an dem Tag geschossen wurde, an dem ich diese merkwürdige Frau das erste Mal gesehen habe, vergeht mir die gute Laune. Ernst setze ich mein Glas ab und schaue Joyce an. Sie trinkt mit einem fragenden Blick weiter.

»Ich habe Halluzinationen«, eröffne ich ihr. Das Schlürfen verstummt. Langsam zieht auch Joyce den Strohhalm aus ihrem Mund und senkt das Glas.

»Inwiefern?«

»Ich sehe öfter eine Frau, die nicht existiert.« Ein Kloß bildet sich in meinem Hals und erschwert mir das Atmen. Wieder spüre ich Tränen, doch ich blinzele sie weg.

»Woher willst du wissen, dass sie nicht existiert, wenn du sie siehst?«

Ich deute auf mein Lieblingsfoto. »Erinnerst du dich, als wir dieses Foto im Park gemacht haben?« Meine Stimme ist belegt.

Joyce nickt.

»Da habe ich dich gefragt, warum wir von der Frau beobachtet werden. Und du meinst, du würdest dort niemanden sehen.«

Joyce kneift die Augen zusammen. »Und aufgrund dieser einen Situation schließt du auf Halluzinationen? Hast du dich deswegen zurückgezogen? Dass ich niemanden gesehen habe, kann alle möglichen Erklärungen haben.«

»Es war nicht nur diese eine Situation«, sage ich mit Nachdruck. »Die Frau ist ständig da. Meistens wartet sie schon, wenn wir Schulschluss haben, und folgt uns bis zu mir nach Hause. Aber das ist noch nicht alles. Vor zwei Wochen hat sie an unserer Haustür geklingelt und sich als Susan Wood vorgestellt. Was mir allerdings richtig Angst macht, ist die Tatsache, dass mein Vater sie ebenfalls sehen konnte.«

»Als er dir von seinen Halluzinationen erzählt hat, hat er da die Frau mal erwähnt?«

»Nein. Meistens sind es Stimmen, die er hört. Die ihm Befehle geben und ihn überwachen.«

Joyce sieht nachdenklich aus. »Was wollte diese Susan Wood von dir?«

»Sie meinte, sie käme von einer geheimen Organisation und wolle, dass ich dort eine Ausbildung mache. Sie hat mir erzählt, wie toll es ist, unsichtbar zu sein, und angeblich könnte ich mich ebenfalls unsichtbar machen, wenn ich mich für die Ausbildung entscheide.« Immer noch fassungslos über dieses skurrile Angebot schüttle ich den Kopf.

Joyces Blick wird skeptisch. »Unsichtbar? Das ist doch völliger Quatsch! Niemand kann sich unsichtbar machen. Das ist physikalisch gar nicht möglich. Und was soll das für eine Organisation sein?«

Ich beiße mir auf die Lippe. »Ich weiß es nicht genau. Wenn ich ehrlich bin, war ich mehr damit beschäftigt zu überlegen, wie ich sie wieder loswerde, als dass ich ihr richtig zugehört hätte. Ich glaube, die Organisation hatte irgendetwas mit Außerirdischen zu tun.«

Lachen bricht aus Joyce hervor und auch ich muss grinsen. Das Ganze klingt so unglaublich, dass es nur eine Halluzination sein kann. Joyce ringt nach Atem und wischt sich eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Okay«, sagt sie schließlich, wechselt in den Schneidersitz, stellt ihr Glas vor sich auf dem Boden ab und legt ihre Fingerkuppen aneinander. »Versuchen wir, mit Ernst an die Sache zu gehen. Was sagt denn Dr. Google dazu?«

Ich verziehe das Gesicht. »Er sagt, es sei ziemlich ungewöhnlich, dass zwei Menschen die gleiche Halluzination haben. Ausschließen wollte er es jedoch nicht.«

»Vielleicht solltest du ihn um Adressen von Psychologen bitten, die sich in diesem Fachgebiet besser auskennen?«

»Habe ich schon«, antworte ich zerknirscht. »Aber die meisten Praxen sind überfüllt und wenn ich dann doch die Möglichkeit habe, mein Anliegen vorzutragen, versagt mir die Stimme und ich lege wieder auf.«

»Maeve Dawson, fang nicht so an wie dein Vater.« Mit dem Zeigefinger fuchtelte meine beste Freundin vor meinem Gesicht herum.

»Ich schaffe es doch kaum, mit dir darüber zu reden. Und dir vertraue ich mein Leben an!«

Joyce presst ihre Lippen aufeinander. »Das ich dir auch schon oft genug gerettet habe«, sagt sie leise und ich drücke in Dankbarkeit ihre Hand. Vielleicht hat sie nicht direkt mein Leben gerettet, aber indirekt bestimmt hundertfach, wenn sie mich vor anderen Schülern beschützt oder mir Essen oder Geld zugesteckt hat, in den Zeiten, in denen wir keines vom Amt bekommen haben, und ich meinen Nebenjob noch nicht hatte.

Nach einer längeren Pause sagt Joyce: »Ich fürchte, mir fällt nichts mehr ein. Alles, was mir durch den Kopf geht, haben wir irgendwann schon mal für deinen Vater nachgeschaut oder aus-

probiert. Wir könnten natürlich noch mal von vorne beginnen. Immerhin schätze ich dich deutlich kooperativer ein als Dylan.« Sie sieht mich fragend an.

Ich schenke ihr ein Lächeln. »Ich habe nicht erwartet, dass du sofort eine Lösung für mich hast. Danke für –«

Joyce und ich zucken beide zusammen, als ein lautes Klirren aus der Küche ertönt. Ich spüre, wie mir das Blut aus dem Gesicht weicht. Schnell stehe ich auf, haste in die Küche und verharre im Türrahmen. Nur der bronzefarbene Wuschelkopf meines Vaters ragt knapp über die Tischplatte. Dann erhebt er sich und legt einen abgebrochenen Flaschenhals auf den Tisch.

Ich verschränke die Arme vor der Brust. Dieses Etikett kenne ich. Wut macht sich in meinem Magen breit. Ich konzentriere mich darauf, ruhig zu atmen, doch inzwischen wabert der Gestank nach Bier zu mir herüber. Schon wieder hat er es geschafft, sich von irgendwoher Alkohol zu besorgen, ohne dass ich es mitbekommen habe. Mein Vater scheint mich gar nicht zu bemerken. Seelenruhig bückt er sich immer wieder, hebt Scherbe für Scherbe auf und legt sie auf den Küchentisch. Bis er sich an einer schneidet.

»Verdammt!« Er lässt die Scherbe fallen und steckt sich augenblicklich den Finger in den Mund. Wie ein kleines Kind nuckelt er daran.

Ich senke den Kopf und starre auf meine Füße. Die Wut hat sich bereits wieder verzogen und stattdessen ein leeres Gefühl zurückgelassen.

»Soll ich dir helfen oder lieber gehen?« Joyces Stimme ist leise und lässt mich aufblicken.

»Geh ruhig«, sage ich zu ihr. »Das hier kriege ich allein hin.«

Joyce drückt mich schnell und fest an sich, bevor sie aus der Haustür verschwindet. Ich schlucke die aufkommenden Tränen hinunter, gehe zu meinem Vater und führe ihn vorsichtig aus der Küche ins Wohnzimmer.

Um kurz nach halb zehn verlasse ich das Restaurant, um Feierabend zu machen. Mein Blick gleitet als Erstes zur Straßenlaterne gegenüber, doch auch heute steht dort niemand. Seit ich Joyce vor über einer Woche davon erzählt habe, plagen mich keine Halluzinationen mehr. Tief atme ich ein und ein Lächeln breitet sich auf meinen Lippen aus. Ich fühle mich befreit.

Auf dem Weg nach Hause frage ich mich, ob mein Vater heute die Finger vom Alkohol lassen konnte. Da er gestern schon so betrunken war, stehen die Chancen gut, dass er einigermaßen nüchtern ist. Es ärgert mich, dass er es immer wieder schafft, sich irgendwo sein Bier oder seinen Wodka zu besorgen. Und meistens dann, wenn ich nicht da bin. Doch egal, wie oft oder wie lange ich über diese Problematik nachdenke, ich finde keine Lösung.

Plötzlich höre ich Schritte hinter mir. Erst jetzt registriere ich, wo ich mich befinde. In Gedanken versunken bin ich bereits in die schmale Gasse hinter der leerstehenden Häuserzeile getreten. Hier gibt es keine Straßenlaternen, lediglich die beiden an den jeweiligen Enden der Gasse spenden Licht. Die Mitte ist jedoch schlecht ausgeleuchtet. Da ich durch diese Abkürzung einige Minuten an Zeit spare, ist sie Teil meines täglichen Nachhauseweges geworden. Begegnet bin ich hier bisher niemandem.

Doch jetzt bin ich definitiv nicht die Einzige hier in dieser Gasse. Die Straßenlaterne am Eingang wirft nicht nur meinen langen Schatten vor mich, sondern auch die zweier weiterer Perso-

nen. Instinktiv drücke ich meine Handtasche fester an mich. Meine Hand gleitet unbemerkt hinein und greift vorsichtig nach den Wohnungsschlüsseln. Mein Herz pocht schnell und kräftig in meiner Brust. Vermutlich sind die beiden harmlos, aber ein mulmiges Gefühl schleicht sich trotzdem in meine Glieder. Ich beschleunige hoffentlich unauffällig meine Schritte und nähere mich dadurch zügig der Mitte der Gasse. Würde ich umkehren wollen, würde das bedeuten, an den beiden Personen hinter mir vorbei zu müssen. Und davor habe ich noch mehr Angst, als weiterhin diese Gasse zu benutzen und am Ende vor ihnen auf die belebte Querstraße zu treten.

Kaum, dass ich die Mitte erreicht habe, fallen die Schatten durch das Licht der Straßenlaterne am Ende der Gasse hinter mich. Jetzt kann ich nicht mehr abschätzen, welchen Abstand die beiden Personen zu mir haben. Automatisch wandert mein Blick zu den leeren und dunklen Fenstern hoch. Selbst wenn es in den baufälligen Wohnungen Obdachlose geben sollte, so zeigen sie sich nie, wenn ich hier entlanggehe.

Obwohl meine Schritte nun eindeutig hastig sind, werden die der beiden Personen hinter mir immer lauter. Die rettende Straßenlaterne und damit das Ende der verlassenen Gasse ist noch so weit entfernt ...

Auch wenn es vielleicht bescheuert aussieht und völlig unnötig ist, fange ich an zu laufen. Ich will nur hier weg.

Plötzlich werde ich an der Jacke gepackt und nach hinten gerissen. Ich verliere das Gleichgewicht und meine Handtasche, doch den Schlüsselbund habe ich fest in meiner Faust. Bevor ich fallen kann, werde ich von jemandem aufgefangen. Hässliches Lachen hallt durch die Gasse, während mich kräftige Arme von hinten gefangen halten. Einen der beiden kann ich sehen, ein großer, schlaksiger Mann. Er schlendert auf uns zu und mir wird bewusst, dass ich jetzt sofort handeln muss.

Ohne zu überlegen, trete ich meinem Peiniger kräftig auf den Fuß. Überrascht lockert er für eine Sekunde den Griff und das nutze ich aus, um mich herauszuwinden und herumzudrehen. Mit der Faust schlage ich ihm blitzschnell ins Gesicht, wobei seine Nase knackt und sich meine Schlüssel in seine Wange bohren. Er schreit laut auf und fährt sich mit der Hand an die Nase.

Ich drehe mich herum und will wegrennen, doch der Schlaksige versperrt mir den Weg. In seiner Hand blitzt ein Messer auf.

Mein Herz pulsiert schnell und kräftig gegen meinen Kehlkopf. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Der Mann mit dem Messer kommt mir immer näher und ich weiche zurück, bis mich der andere wieder greift und seinen Griff dabei so verstärkt, dass es mir wehtut.

Mein Blick huscht hinüber zu der leeren Häuserzeile. Vielleicht ist das hier meine einzige und letzte Chance. So laut ich kann, schreie ich um Hilfe. Doch ich schaffe es noch nicht einmal, das Wort zu Ende auszusprechen, als sich auch schon eine Hand auf meinen Mund und meine Nase presst und dadurch meinen Schrei erstickt. Widerlicher Gestank nach Schweiß und Dreck spült Übelkeit durch meinen Körper. So fest ich kann, beiße ich zu und sofort erfüllt der Geschmack von Eisen meinen Mund.

Jetzt ist es nicht mehr mein Schrei, der durch die Gasse hallt, sondern der meines Angreifers. Für den Bruchteil einer Sekunde bin ich frei. Ich muss würgen, doch bevor ich mich übergeben kann, hat mich der Schlaksige gepackt und mit einem Mal drückt mir die Messerspitze gegen

meinen Hals. Alles wird ruhig und ich spüre, wie mir kalter Schweiß den Nacken hinabläuft. Der andere presst seine Finger zusammen, aber er schreit nicht mehr. Erst jetzt erkenne ich sein ungepflegtes Gesicht und seine stämmige Figur. Der Schlaksige haucht mir seinen feuchten Atem auf die Wange, während er mich mit dem freien Arm fest an sich drückt. Mein Herz droht, in meiner Brust davonzulaufen.

»Und jetzt«, keucht er mir ins Ohr, »wirst du alles tun, was wir dir sagen. Sonst kann es passieren, dass mein Messer abrutscht ...« Ich kann mir sein fieses Grinsen am Klang der Stimme bildlich vorstellen.

»Das würde ich lassen.« Eine dunkle Stimme irgendwo aus dem Schatten der Häuserwand lässt uns alle gleichermaßen zusammenzucken. Es folgt eine angespannte Stille. Der Mann, dem ich die Nase gebrochen habe, blinzelt und sucht mit seinen Augen die Umgebung hinter mir und dem Schlaksigen ab. Doch die Stimme kam eindeutig von weiter oben, vermutlich aus einer der Wohnungen.

Der Stämmige brüllt: »Wer spricht da? Zeig dich gefälligst, du Feigling!«

Ein knarzendes Geräusch ertönt und plötzlich reißt mich der Schlaksige mit sich herum. Die Messerspitze sticht unangenehm auf meiner Haut und ich wage kaum, zu atmen.

»Zeig dich mit erhobenen Händen oder ich schlitze ihr die Kehle auf!« Das Zittern in der Stimme ist fast nicht wahrnehmbar und doch ist es mir aufgefallen. Der Schlaksige hat Angst.

Sofort wirbeln meine Gedanken umher, aber bevor ich diesen Umstand zu meinem Vorteil nutzen kann, bemerke ich eine kurze Bewegung.

Auf den rostigen Müllcontainern an der Häuserwand hockt jemand. Im schwachen Licht der entfernten Straßenlaterne blitzt etwas auf. Ein zweites Messer. Auch der Schlaksige muss es gesehen haben, denn er drückt die Messerspitze stärker an meinen Hals. Ein Stich durchzuckt mich und ich beiße mir auf die Zunge, um einen Schmerzlaut zu unterdrücken.

»Leg es auf den Boden.« Die Stimme des Fremden ist vollkommen ruhig.

Der Stämmige fängt an, irre zu lachen, während der Schlaksige mich nur noch fester packt. Schnaufend schlägt sein heißer Atem gegen mein Ohr - und im nächsten Moment kreischt er wie eine Sirene. Ohne zu wissen warum, bin ich plötzlich frei und verliere beinahe mein Gleichgewicht. Ich stolpere einige Schritte zur Seite, bevor ich mich herumdrehe. Der Anblick treibt mir meine Übelkeit mit ungeahnter Heftigkeit die Kehle hoch. Mein Angreifer hat mich nicht freiwillig losgelassen. In seinem Fuß steckt ein Dolch, so als hätte Neil Armstrong gerade die amerikanische Flagge in den Untergrund des Mondes gerammt. Sein Schrei verstummt, aber das Gesicht hat er weiterhin zu einer schmerzverzerrten Fratze verzogen, während er am Boden hockt und sich offensichtlich nicht traut, seinen Schuh zu berühren.

»Ich habe dir gesagt, du sollst es weglegen.« Noch immer hockt der Fremde auf den Containern und schaut seelenruhig zu, wie sich der Schlaksige am Boden krümmt, während der Stämmige aufgelöst von einem Fuß auf den anderen tritt.

Auf einmal hechtet er nach vorne, greift sich das Messer seines Komplizen und stürmt auf die Container zu. Doch zu meiner Überraschung zieht der Fremde ein weiteres Messer unter seinem Pullover hervor. Der Stämmige überlegt es sich im Bruchteil einer Sekunde anders und läuft davon. Während der Fremde unbeeindruckt vom Container springt, stehe ich weiterhin wie ver-

steinert da, als er auf mich zukommt. Ich bin unfähig, meinen Blick von ihm abzuwenden. Mit seinen schulterlangen Haaren sieht er wild aus, aber nicht wie ein Obdachloser.

In den Augen des Schlaksigen ist die blanke Panik zu sehen. Schweißperlen glänzen auf seiner Stirn. Der Fremde bleibt direkt vor ihm stehen, dann packt er seinen Dolch am Griff und zieht ihn mit einem Ruck aus dem Fuß heraus. Der Schlaksige schreit vor Schmerzen erneut auf, doch den Fremden scheint es nicht zu kümmern. Einen Moment schaut er auf ihn herunter, schließlich sagt er nur ein Wort: »Lauf.«

Das lässt sich der Schlaksige nicht zweimal sagen. So schnell er kann, rennt er humpelnd davon, und verschwindet kurze Zeit später hinter der nächsten Straßenlaterne. Ich möchte auch davonlaufen, doch meine Beine zittern so stark, dass sie mich keine zwei Meter tragen würden. Der Fremde flucht leise, während er seinen Dolch betrachtet. Dann dreht er sich zu mir um. Mein Herz schlägt so heftig, dass ich den Puls in meinem Kehlkopf spüre.

»Hast du vielleicht ein Taschentuch?«

Ich kann ihn nur anstarren. Mit allem habe ich gerechnet, aber nicht mit so einer belanglos gestellten Frage. Vorsichtig schaue ich mich um. Irgendwo hier in der Nähe muss meine Tasche liegen. Doch bevor ich sie finden kann, sagt der Fremde: »Du hast sie hier verloren.« Nach wenigen Schritten beugt er sich hinunter und hebt meine Tasche auf. Mit ausgestrecktem Arm kommt er auf mich zu und hält sie mir entgegen.

Ich nehme sie an mich, kann jedoch nicht aufhören, ihn anzustarren. Wenn er gewusst hat, wo ich sie verloren habe, bedeutet das doch, dass er die ganze Zeit zugesehen hat, oder? Warum ist er dann nicht früher eingeschritten? Bei dem Gedanken, dass er mit den Tätern unter einer Decke stecken könnte, wird mir abwechselnd heiß und kalt. Auf der anderen Seite hat er sein Messer nach dem Schlaksigen geworfen ... Das hätte er bei einem Komplizen bestimmt nicht getan, oder?

Der Fremde hebt eine Augenbraue und sieht mich fragend an. Was wollte er noch mal?

»Taschentuch?«, fragt er und deutet auf meine Hände.

Ich sehe herunter und stelle fest, dass ich meine Tasche umklammert halte. Peinlich berührt öffne ich sie. Das Herausfischen eines so alltäglichen Gegenstandes gibt mir wieder ein Gefühl von Realität. Stumm beobachte ich, wie er damit die Klinge seines Dolches abwischt.

»Ich mag es nicht, wenn Blut daran klebt.«

Bei dieser einfachen Erklärung belässt er es. Ich wage nicht, darauf zu antworten. Nachdem er das Tuch und den Dolch unter seinen Pulli hat verschwinden lassen, schaut er mich wieder an. »Du solltest dir ebenfalls eins nehmen.« Er deutet auf meinen Hals.

Schnell fasse ich mit der Hand an die Stelle und fühle sofort Blut an meinen Fingerkuppen.

»Ansonsten scheinst du in Ordnung zu sein. Du hast dich gut geschlagen.« Er nickt mir zu. »Mit der richtigen Technik und ein bisschen Übung hättest du die Kerle auch allein in die Flucht geschlagen.«

Will er, dass ich darauf antworte oder darüber lache? Niemals hätte ich es mit den Typen aufnehmen können, selbst wenn das Zittern in meinen Beinen inzwischen nachgelassen hat. Vielleicht liegt es daran, dass ich die tödlichen Waffen des Fremden nicht mehr sehe, die nun unter seinem Pullover verborgen sind.

»Ich bin übrigens Lorcan Chester.« Er hält mir die Hand hin, mit der er vor wenigen Minuten noch einen Dolch so präzise geworfen hat.

»Maeve«, sage ich knapp und schüttele die angebotene Hand.

»Gut. Ähm ...« Nervös stopft er die Hände in seine Hosentaschen. »Das soll jetzt nicht irgendwie komisch klingen oder so ... Obwohl ich befürchte, dass es das tut. Aber egal. Ich würde dich gern zum Essen einladen. Freitagabend, um sieben bei Tony's.« Gespannt schaut er mich an, die Schultern hochgezogen und die Arme durchgestreckt.

Ich antworte nicht. Meine Beine fühlen sich schwach an, mein Herz rast noch immer und meine Hände sind schweißfeucht.

»Ich will gar nichts von dir«, fügt er hinzu. »Ich dachte nur, ich kann dir vielleicht eine Möglichkeit geben, wie du aus solchen Situationen selbst herauskommst.«

Mit ihm essen gehen? Niemals. Er ist mir vollkommen unheimlich. Eben noch hat er einen Mann mit dem Messer attackiert, jetzt wirkt er nervös und unsicher. Er scheint unberechenbar zu sein. Ich will mir gar nicht ausmalen, was passiert, wenn ich nein sage. Deshalb zwingt mich zu einem Nicken und tue so, als wollte ich sein Angebot zum Essengehen annehmen.

»Gut. Dann sehen wir uns Freitag.« Mit einem letzten Blick auf mich geht er an mir vorbei und verschwindet kurz darauf am Ende der Gasse.

Ich presse meine Hand auf die Brust, atme bewusst langsam. Endlich kann mein Herz sich wieder beruhigen. Dass mir dieser Chester Verteidigungstechniken beibringen will, halte ich für eine Ausrede. Soll er ruhig glauben, ich würde freiwillig mit ihm essen gehen. Ich weiß jedenfalls, was ich Freitagabend nicht tun werde.

Mit noch immer schwachen Gliedern mache ich mich auf den Weg nach Hause.

KAPITEL 2

Joyce war geschockt, als ich ihr am Tag darauf von dem Überfall in der Gasse erzählt habe. Sie hat mir zugestimmt, bloß nicht zu dem Treffen mit dem Fremden zu gehen, was sowieso mein Plan war und mich nur bestätigt hat. Deswegen bleibe ich heute demonstrativ in Jogginghose und einem Schlafshirt zu Hause. Der Abend gehört mir und meinem Dad.

Dieser sitzt auf dem zerknautschten Sofa, in der rechten Hand die Fernbedienung. Sein Kopf ist ihm auf die Brust gesackt, während der Fernseher weiterhin läuft. Wenn ich glücklich bin, nenne ich ihn Tad - das walisische Wort für Vater. An anderen Tagen sage ich bloß Dad zu ihm. Meine Mum habe ich immer Mam oder Mami genannt - bis zu dem Tag, an dem sie verschwunden ist.

Seufzend lasse ich mich neben ihm nieder. Vielleicht wacht er ja bald wieder auf. Dann könnten wir zusammen eine Partie Schach spielen oder uns mit einem großen Eis unter der Kuschedecke verkriechen, während im Fernsehen ein Actionfilm läuft. Als ich noch ein Kind war, haben wir uns manchmal mehrere Packungen Eis gekauft und dann so viel davon gegessen, bis wir Bauchschmerzen bekommen haben. Das war an den guten Tagen. Wenn er gerade nicht damit beschäftigt war, sich im Bett zu verstecken, um den lauten Stimmen in seinem Kopf zu entfliehen.

An manchen Tagen hat er mir auch Angst gemacht, wenn er alle Vorhänge zugezogen und die Haustür abgeschlossen hat, damit wir nicht mehr beobachtet werden können - dabei liegt unsere Wohnung direkt unterm Dach und beim Blick aus dem Fenster konnte ich niemanden erkennen, der uns ausspioniert. Ihn in solchen Momenten zu beruhigen ist noch immer sehr kräftezehrend.

Vorsichtig nehme ich ihm die Fernbedienung aus der Hand und stelle die Nachrichten leiser. Nur nebenbei registriere ich, dass es in dem Bericht um einen mysteriösen Mord in Australien geht. Dads Zeigefinger zuckt kurz. Wenn ich mich nah zu ihm beuge, kann ich seine regelmäßigen Atemzüge hören. Er riecht gut. Vor zwei Stunden hatte ich ihm ein Bad eingelassen. Langsam lehne ich meinen Kopf an seine Schulter, schließe die Augen. An der Stirn spüre ich seine Locken. Ich lächle. Heute war ein guter Tag.

In der Küche brutzelt der Fisch in der Pfanne. Sein Duft macht sich in der gesamten Wohnung breit. Ich linse um die Ecke. Mam steht in der Tür, einen Pfannenwender in der Hand. Sie mahnt mich, noch nicht zu gucken, schließlich macht sie eine Überraschung ins Essen.

Plötzlich werde ich gepackt und hoch in die Luft geworfen. Ich schreie, erst vor Schreck und dann vor Glück. Mami lacht. Sie hat das schönste Lachen der Welt. Tads starke Arme fangen mich auf. Er drückt sein Gesicht auf meinen kleinen Bauch und prustet los. Ich kreische noch lauter, kann mich kaum beruhigen. Nicht nur seine vibrierenden Lippen kitzeln mich, auch seine Haare piksen in meiner Nase. Doch dann hebt er seinen Kopf, sieht glücklich auf mich herunter und gibt mir Zeit, Luft zu holen. Mit der Hand berühre ich seine Wange und er schmiegt sich an,

schließt dabei die Augen. Nach wenigen Momenten drückt er mir einen sanften Kuss auf die Stirn.

Und mit einem Mal sehe ich wieder Mams Gesicht vor mir. Mami mit ihren hüftlangen glänzenden Haaren und ihren leuchtenden Augen.

Als es an der Tür klingelt, schaut sie nur mich an. Alles andere ist ihr egal. Wieder klingelt es.

Und dann dringen Töne an mein Ohr, die mich zurück ins Hier und Jetzt reißen.

Erschrocken öffne ich die Augen. Ein paar Mal blinzele ich, bis ich registriere, dass ich mich in der Gegenwart befinde und noch immer der Fernseher läuft. Mein Vater gibt einen unregelmäßigen Schnarchlaut von sich, bevor er wieder ruhig wird. Erneut klingelt es an der Tür und ich richte mich hastig auf. Das muss Joyce sein. Mit Schlaf in den Gliedern schleiche ich zur Tür, um sie zu öffnen.

Aber es ist nicht Joyce, die davor wartet – es ist der Fremde.

»Hallo«, begrüßt er mich wie eine alte Freundin.

Ich bin perplex. Plötzlich wird mir bewusst, dass der Fremde vor meiner Tür steht. Der Fremde, der beim letzten Mal Waffen bei sich getragen hat und weiß, wie er sie einsetzen kann. Er muss mir gefolgt sein. Woher sollte er sonst wissen, wo ich wohne? Angst kriecht mir unter die Haut. Als ich sehe, wie mich dieser Lorcan mustert, fällt mir wieder ein, dass ich meine Wohlfühlklamotten an habe. Er hingegen hat sich seine Haare zu einem Zopf gebunden und seinen Bart getrimmt. Er trägt Jeanshosen und ein schlichtes graues T-Shirt. In dieser Aufmachung wirkt er weder wild noch gefährlich.

»Ich dachte, ich hole dich ab«, sagt er. »Aber wie ich sehe, bist du noch nicht fertig.«

Wenn ich nicht das Bild von dem Dolch vor Augen hätte, würde ich sagen, er scheint ein netter Kerl zu sein.

Nach einer Weile fügt er hinzu: »Ich kann gern hier auf dem Flur warten, während du dich umziehst.«

Ich räuspere mich. »Ich werde nicht mitkommen.«

»Hm. Ich dachte, du wärst einverstanden. Das Essen im Tony's ist wirklich gut.« Er schaut mich fragend an, sodass ich mich hastig um eine Ausrede bemühe.

»Mein Vater sieht es nicht gern, wenn ich mit einem Mann ausgehe. Noch dazu mit jemandem, den er nicht kennt.«

Schweigen drängt sich zwischen uns. Mein Herz pocht schon wieder viel zu deutlich. Ich hoffe, dass er nicht gleich sein Messer zieht und mich damit bedroht. Vielleicht sollte ich einfach die Tür vor seiner Nase zuknallen. Doch ich weiß genau, dass ich dann nicht mehr ruhig aus der Wohnung gehen könnte.

»Guten Abend. Wer sind Sie denn?«

Ich zucke zusammen, als mein Vater plötzlich hinter mir steht. Ich trete einen halben Schritt zur Seite, um ihm Platz zu machen.

»Lorcan Chester. Sehr erfreut.« Er reicht meinem Vater die Hand.

»Dylan Dawson. Habe ich richtig gehört? Sie wollen mit meiner Tochter ausgehen?«

Bei dieser direkten Frage breitet sich eine unangenehme Wärme in meinem Körper aus. Ob ich einfach im Flur verschwinden kann, um von diesem peinlichen Gespräch nichts mitbekommen zu müssen?

»Ausgehen ist das falsche Wort. Ich lade Ihre Tochter zum Essen ein, um ihr die Möglichkeiten einer erfolgreichen Zukunft aufzuzeigen.«

Erstaunt drehe ich meinen Kopf zu ihm. Eine erfolgreiche Zukunft? Was genau meint er damit? Seine Mimik verrät nichts. Soll das eine Ausrede sein, um meinen Vater zu beruhigen, oder meint er es wirklich ernst mit dem Verteidigungskurs?

»Nun, wenn es um ihre Zukunft geht, können Sie das auch hier besprechen.« Mein Vater deutet mit seinem Arm einladend auf die Tür zum Wohnzimmer. Gespannt warte ich auf Lorcan's Reaktion. Seine Mundwinkel ziehen sich leicht Richtung Ohren. Dann kneift er kurz die Lippen zusammen.

»Das würde ich tatsächlich tun. Allerdings hatten wir uns bereits im Tony's verabredet und ich habe dort einen Tisch bestellt, deswegen -«

»Im Tony's?« Mein Vater zieht überrascht die Augenbrauen hoch. »Soweit ich weiß, ist das Restaurant immer voll, kaum eine Chance dort einen Tisch zu bekommen ...« Er schaut kurz zu mir und wendet sich dann wieder dem Fremden zu. »Und Sie und meine Tochter kennen sich bereits?«

Lorcan Chester nickt. »Wir sehen uns nicht zum ersten Mal.«

Mein Vater strafft die Schultern. »Dann wissen Sie auch, wie alt sie ist?«

»Achtzehn.«

»Und was ist ihre Lieblingsfarbe?«

Lorcan stutzt kurz. »Hellblau.«

»Lieblingszahl?«

»Fünf.«

Mit großen Augen schaue ich den Fremden an, während mir eine Gänsehaut über die Arme kriecht. Auch mein Vater ist überrascht.

»Nein. Ihre Lieblingszahl ist die Drei«, behauptet er.

Ich schaue zu meinem Vater und schüttele kaum merklich meinen Kopf. »Fünf. Es ist schon lange die Fünf.«

Irritiert sieht er mich an. »Wir waren zu dritt. Deswegen fandest du die Drei immer am schönsten.«

»Wir sind die längste Zeit meines Lebens nicht mehr zu dritt.«

Lorcan meldet sich zu Wort. »Fünf wegen der vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer. Und dem Geist als fünftes Element.«

Mein Vater schaut ihn mit großen Augen an. Er fängt an, mit den Füßen zu wippen, während er überlegt. Schließlich wendet er sich mir zu.

»Ich wollte deine Mutter immer ins Tony's einladen und habe es nie geschafft ... Möchtest du mitgehen? Wenn ja, dann genieß das Essen und berichte mir hinterher von seinem beruflichen Angebot.«

Ich bin wie versteinert. Dad erlaubt mir, mit einem Mann essen zu gehen? Seine Reaktion überrascht mich, wenngleich ich sie noch nie ausgetestet habe, da es einfach nie jemanden gegeben hat, mit dem ich mich zum Essen hätte verabreden können.

Was mich besonders berührt, ist die Tatsache, dass er mich wählen lässt. Ich könnte auch Nein sagen und zu Hause bleiben.

»Sie hieß Juna, richtig?«, durchbricht der Fremde meine Überlegungen.

Dad und ich sind gleichermaßen perplex. Mein Vater bejaht.

Und plötzlich schieben sich Fragen in meinen Kopf, die alle anderen Gedanken übertönen: Weiß er, wer sie ist und vor allem, warum und wohin sie verschwunden ist? Weiß er deswegen auch so viel über mich, weil er meine Mutter kennt?

Ich schlucke, bevor ich verkünde, dass ich mich umziehen gehe. So viel Zeit habe ich schon damit verbracht, herauszufinden, was mit meiner Mutter passiert ist. Vielleicht ist er der Schlüssel zu den Antworten.

Während der Fahrt schweige ich. Der alte Pick-up ist geräumig. Ein Duftbaum baumelt am Rückspiegel hin und her, scheint aber keinen besonderen Duft mehr zu versprühen. Vielmehr riecht es nach Abgasen.

»Wie war deine Woche?« Lorcan schaut mich nicht an, als er die Frage stellt, sondern konzentriert sich auf den Verkehr.

»Ganz gut.« Ich schaue aus dem Seitenfenster.

»Was macht die Wunde?«

»Sie verheilt.«

Schweigen. Es ist nicht mehr weit bis zum Restaurant.

»Du bist so still. Hast du Angst vor mir?«

Für einen kurzen Augenblick treffen sich unsere Blicke.

Ich überlege, was ich ihm antworten soll, und entscheide mich schließlich für die Wahrheit. »Du weißt persönliche Dinge über mich, du kennst den Namen meiner Mutter, du beobachtest mich offensichtlich und kannst verdammt gut mit Waffen umgehen. Also ja, diese Umstände machen es mir nicht gerade leicht, keine Angst vor dir zu haben.«

»Das nenne ich ehrlich. Aber eines vergisst du dabei.« Er macht eine Pause, als er abbiegen muss. Erst danach spricht er weiter. »Ich habe dich mithilfe meiner Waffen aus dieser Situation befreit. Wäre ich nicht gewesen, hätten diese Typen sonst was mit dir angestellt. Ich bin also eigentlich dein Retter.«

Mein Blick heftet sich aufs Armaturenbrett. Lorcan hat recht. Auch ich will nicht wissen, was passiert wäre, wenn er mich an diesem Abend nicht beobachtet hätte. Trotzdem ist es unheimlich, dass er so viel über mich weiß, und deswegen muss ich unbedingt herausfinden, warum.

Das Tony's ist ein beliebter Treffpunkt mit gemütlichem Ambiente, nicht ganz billig und tatsächlich immer ausgebucht. Wir werden zu einem Tisch in der Mitte des Raums geführt. Meine Handtasche stelle ich neben meinem Stuhl auf den Boden, während Lorcan mir gegenüber Platz

nimmt. Um uns herum vermischen sich die vielen Gespräche mit der Hintergrundmusik zu einem angenehmen monotonen Geräusch.

Lorcan empfiehlt mir das Tagesgericht: gratinierten Hummer in Morchelrahm. Bestimmt ist er nicht das erste Mal hier. Ich schweige vorerst und vertiefe mich in die Menükarte. Doch nach nur wenigen Sekunden senke ich diese bereits wieder und schaue zu Lorcan. Er muss meinen Blick gespürt haben, denn er hebt den Kopf und erwidert ihn.

»Was ist?«, will er wissen.

»Das ist alles so teuer hier.«

»Mach dir darüber keine Gedanken. Ich lade dich ein und ich habe mehr als genug Geld.« Er schaut wieder auf die Karte in seiner Hand.

Doch ich kann nicht aufhören, ihn anzustarren. Genug Geld für Gerichte, die so teuer sind, dass ich davon mehrere Tage leben könnte? Er muss einen echt gut bezahlten Job haben.

Nach wenigen Minuten hebt Lorcan erneut seinen Kopf und zieht die Augenbrauen hoch. »Noch eine Frage?«

Ich kann es mir nicht verkneifen. »Wo arbeitest du?«

Er antwortet ohne zu Zögern: »Im Auge.«

»Wo?« Ich muss mich verhöhrt haben.

Lorcan lehnt sich in seinem Stuhl zurück und sieht mich skeptisch an. »Hat Wood dir nichts vom Auge erzählt?«

Mir stockt der Atem. »Wer ist Wood?«

»Susan Wood. Der Name müsste dir eigentlich bekannt sein.«

Ich spüre, wie mir die Farbe aus dem Gesicht weicht. Unbemerkt klammere ich mich an der Tischkante fest. Mein Mund wird auf einmal trocken und ich habe das Gefühl, nicht richtig Luft zu bekommen.

»Alles in Ordnung mit dir?«

Plötzlich stolpert jemand direkt neben unserem Tisch. Aufgeschreckt drehe ich mich zu dem Störenfried, der sich sofort entschuldigt. Er bückt sich bereits nach meinen Habseligkeiten, die aus meiner Tasche geflogen sind, als er mit dem Fuß daran hängen geblieben ist. Der junge Mann richtet sich auf und will mir die Sachen auf den Tisch legen. Da erkennt er mich und ich ihn. Peter. Sofort bildet sich ein spöttisches Grinsen auf seinen Lippen.

»Mensch, Dawson, du hier in so einem teuren Restaurant?« Sein Blick huscht kurz zu Lorcan. »Sag bloß, du hast ein Date? Ist ja nicht zu fassen!«

»Könnte ich bitte meine Sachen wiederhaben?« Ich strecke meine Hand aus und ignoriere wie üblich seine Bemerkungen. Etwas widerwillig legt er Handy, Deo, Portemonnaie und Schlüssel neben meine Hand auf den Tisch. Dann grinst er mich wieder frech an.

»Wir sehen uns Montag in der Schule, Dawson.«

Es klingt fast wie eine Drohung. Ich funkle ihn verächtlich an. Er wendet sich zum Gehen, doch plötzlich packt Lorcan ihn am Oberarm, und zwar so fest, dass Peter sich nicht befreien kann. Langsam steht Lorcan auf. Obwohl er ein paar Zentimeter kleiner als Peter ist, hinterlässt seine Ausstrahlung zweifellos Eindruck bei ihm. Auch jetzt bleibt Lorcan wieder ruhig, als er spricht.

»Ich glaube, du solltest dir mal die Ohren waschen. Maeve hat gesagt, du sollst ihr ihre Sachen wiedergeben.«

Ich bin überrascht, denn das hat Peter gerade getan. Gebannt beobachte ich die Szene, ohne einzugreifen. Normalerweise ist Peter derjenige, der andere einschüchtert, ihn jetzt in der Defensive zu sehen, tut einfach gut.

Er scheint zu überlegen. Lorcan lässt ihn noch immer nicht los. Schließlich dreht sich Peter zu mir um und legt einen rostroten Stein zu den anderen Sachen auf den Tisch. Kaum, dass Lorcan ihn losgelassen hat, entfernt sich Peter rasch von unserem Tisch. Während Lorcan sich wieder setzt, betrachte ich fassungslos den Stein, der gerade so groß ist, dass man ihn gut in der Hand verstecken kann. Er bedeutet mir unglaublich viel. Meine Finger streichen über die raue Oberfläche.

»Woher hast du den Stein?«, will Lorcan wissen.

»Von meiner Mutter«, sage ich und beobachte gespannt seine Reaktion. Doch da gibt es kein Aufblitzen in seinen Augen oder sonst eine Spur der Erkenntnis. »Weißt du, ob dieser Stein besonders ist?«, frage ich schließlich, um ihm noch ein paar Informationen zu entlocken.

Er streckt mir seine Hand entgegen und ich lege ihm den Stein behutsam hinein. Lorcan besieht ihn sich genau, dreht ihn von links nach rechts, bevor er ihn mir zurückgibt.

»Glaubst du an Außerirdische?«

Perplex über diese Frage starre ich ihn an. Erstens hat das überhaupt nichts mit meinem Stein zu tun und zweitens klingt das viel zu sehr nach Susan Wood. Dabei ist sie doch nur eine Halluzination oder?

Erst nach einigen Sekunden gelingt es mir, meine Zunge wieder zu benutzen. »Du lenkst vom Thema ab«, werfe ich ihm vor.

»Nein, das tue ich nicht. Beantworte mir meine Frage.« Sein Blick ist mit einem Mal so intensiv, dass mir ein Prickeln über die Haut läuft. Erst jetzt fallen mir seine interessanten Augen auf. Sie erinnern mich an Waldboden, moosgrün mit kleinen braunen Flecken. Ich muss mich zusammenreißen und konzentriere mich schnell wieder auf das Gespräch.

»Ob ich an Außerirdische glaube? Nein. Was hat das mit dem hier zu tun?« Ich drehe den Stein in meiner Hand, sodass er ihn gut betrachten kann.

»Das erkläre ich dir gleich.« Bevor Lorcan weitersprechen kann, nimmt ein Kellner unsere Bestellung auf. Ich habe ganz vergessen, mir die Gerichte anzuschauen, und bestelle deswegen einfach das Tagesmenü. Kaum, dass der Kellner mit seinem Notizblock verschwunden ist, richte ich meine Aufmerksamkeit wieder auf Lorcan. Ich will wissen, was er zu sagen hat.

»Wie viele Planeten gibt es in unserem Sonnensystem?«, fragt er mich schließlich.

»Acht?«, frage ich irritiert.

»Unser Sonnensystem gehört zur Milchstraße. Das ist unsere Galaxie. Was meinst du, wie viele Galaxien es im Universum gibt?«

Ich verziehe ratlos den Mund. »Ich vermute mehrere tausend oder hunderttausend?«

»Hundertmilliarden reichen nicht aus. Gut, es müssen natürlich auch einige Bedingungen erfüllt sein, damit Leben wie auf der Erde existieren kann. Der Planet muss einen bestimmten Abstand zur Sonne haben. Es muss Wasser geben und die Atmosphäre muss stimmen. Bei,

sagen wir, achthundertmillarden Planeten ... wie groß ist da die Wahrscheinlichkeit, dass wir das einzig existierende Leben auf der Welt sind?« Er grinst, während ich sprachlos dasitze. »Kannst du dir jetzt vorstellen, dass es Außerirdische gibt?«

Eine Kellnerin bringt uns die Getränke und ich bin froh über diese kurze Unterbrechung. Bevor ich Lorcan antworte, nehme ich einen Schluck von meinem Wasser.

»Wenn es tatsächlich Außerirdische gibt, warum wissen wir dann nichts von ihnen? Wir haben weder von ihnen gehört, noch haben wir sie gesehen. Woher -«

»Nur weil du bisher nie etwas von ihnen gehört oder gesehen hast, heißt das nicht, dass auch alle anderen nichts von ihnen wissen«, unterbricht mich Lorcan. »Vorhin habe ich dir vom Auge erzählt.« Er sieht sich um, doch alle anderen Gäste in unserer Nähe sind in ihre eigenen Gespräche vertieft. »Das Auge ist eine Geheimorganisation, die sich um die Außerirdischen kümmert, die hier auf die Erde kommen.«

»Okay, stopp! Das reicht.« Ich strecke meine Hand abwehrend in seine Richtung. »Diese komische Susan Wood wollte mir schon weismachen, dass es so eine Organisation gibt. Aber daran glaube ich nicht. Ich will einfach nur wissen, wieso du meine Mutter kennst und was es mit diesem Stein auf sich hat.« Auffordernd hebe ich eine Augenbraue.

Lorcan atmet tief durch. »Ich habe die Vermutung, dass dein Stein nicht von hier ist.«

»Was soll das heißen?«

»Dass dein Stein von einem Planeten in einer weit entfernten Galaxie stammt. Genauer gesagt von Tenal 14b.« Er macht eine Pause, während ich erneut sprachlos bin. Von so einem Planeten habe ich noch nie gehört. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieser Stein, den ich seit zwölf Jahren mit mir herumtrage, nicht von der Erde sein soll. Andererseits ... Ich habe nie einen zweiten Stein wie diesen gefunden.

»Ich habe keine Beweise dafür, aber die Oberfläche zeigt Strukturen auf, die ich auch schon bei anderer außerirdischer Materie gesehen habe.«

Außerirdische Materie. Ich lasse die Wörter in meinem Kopf hin und her wabern, doch noch immer weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll.

Lorcan nimmt einen Schluck aus seinem Glas und lässt dabei den Blick durch den Raum schweifen. Erst als ich mich räuspere, wendet er sich mir wieder zu.

»Wenn das stimmt, was du sagst«, beginne ich vorsichtig, »woher sollte meine Mutter dann diesen Stein haben?«

Lorcan kratzt sich am Kinn und unwillkürlich frage ich mich, wie sich der getrimmte Bart wohl unter seinen Fingerspitzen anfühlt. Doch schnell verwerfe ich den Gedanken - es gibt bedeutend Wichtigeres.

»Wenn ich ehrlich bin, habe ich keine Ahnung. Aber ich glaube, dass er wertvoll ist. Du solltest ihn gut aufbewahren. Vielleicht brauchst du ihn eines Tages.«

Das Tagesmenü sieht fantastisch aus. Ich hatte bislang erst einmal in meinem Leben die Möglichkeit, Hummer zu essen, umso mehr genieße ich nun den ersten Happen. Egal wie gern und wie oft ich koche, ich hätte es selbst nicht besser hinbekommen. Erst als ich hinuntergeschluckt

habe, merke ich, dass ich alles um mich herum ausgeblendet habe. Jetzt stelle ich fest, dass mich Lorcan halb belustigt, halb gespannt mustert.

»Schmeckt's?«

Ich kann nicht anders, ich muss grinsen. Mit einem Schmunzeln langt auch Lorcan zu. Einige Minuten essen wir schweigend. Ich warte darauf, dass er unser Gespräch fortsetzt, doch das tut er nicht. Wie ich scheint er das Essen zu genießen.

Schließlich stelle ich die Frage, die mir seit seiner Bemerkung im Flur unter den Fingern brennt. »Weißt du mehr über meine Mutter?«

Lorcan hält mitten in der Bewegung inne und lenkt seinen Blick von der Gabel zu mir. »Was meinst du? Warum sollte ich etwas über deine Mutter wissen?«

»Weil du ihren Namen kennst.«

»Den kenne ich aus deiner Akte.«

Ich spüre, wie ich blass werde. »Was für eine Akte?«

»Wie in jedem Unternehmen gibt es auch im Auge Personalakten. Der Unterschied ist nur, dass diese schon angelegt werden, bevor die betreffenden Personen dem Auge beitreten.«

»Und wenn sie nicht wollen?«

Lorcan schaut mich einen Moment nachdenklich an. »Das ist ihnen egal«, sagt er schließlich. »Nach außen hin sieht es so aus, als hätte jeder die Wahl, zu entscheiden. Aber in Wirklichkeit ist es anders. Wenn sie sich einmal für dich entschieden haben und du dich weigerst, werden sie Mittel und Wege finden, um dich zu überzeugen. Und glaub mir: Es ist deutlich einfacher zu akzeptieren als zu rebellieren.«

Meine Augen verengen sich. »Wen meinst du mit sie?«

»Die Neuner.« Lorcan seufzt, als ich ihn fragend anschau, und beugt sich zu mir herüber. »Im Auge gibt es hierarchische Strukturen. Eine Neun ist das Höchste, das du werden kannst. Und einer Neun darf sich niemand widersetzen. Sie dürfen jedem Befehle erteilen, außer dem Regenten. Und wenn sie erfahren, dass sich jemand weigert, dann werden sie ihm das Wichtigste in seinem Leben nehmen. Ich vermute mal, das wäre bei dir dein Vater.« Lorcan lehnt sich in seinem Stuhl zurück und wartet auf meine Reaktion.

Ich fürchte, der Hummer verlangt nach Freiheit. Möglichst unauffällig presse ich die Hände unter dem Tisch auf meinen Bauch.

»Das soll also heißen, dass diese Susan Wood wirklich existiert und dass sie mit allem recht hatte?«

»Dachtest du, sie wäre eine Halluzination?« Lorcans Stimme hat einen belustigten Unterton, der mich verletzt.

»Steht das nicht zufällig auch in der Akte drin? Dass mein Vater psychisch krank ist und ich diese Krankheit geerbt haben könnte?« Ich funkelt ihn an, während meine Hände zu zittern beginnen.

An seinem Gesichtsausdruck stelle ich fest, dass er sofort wieder ernst wird.

»Doch«, gibt er zu. Seine Finger spielen mit dem Besteck auf seinem Teller. Für einen Moment glaube ich, dass er sich entschuldigen will, aber stattdessen sagt er: »Ich weiß nichts weiter über

deine Mutter oder deinen Vater. Das Einzige, das noch in deiner Akte steht, ist, dass deine Mutter verschwunden ist, als du sechs warst.«

Sein Blick ist offen und ich glaube ihm. Doch wenn er mit seiner Vermutung recht hat und mein Stein tatsächlich außerirdischen Ursprungs ist, dann ist er vielleicht ein Hinweis meiner Mutter, wo ich sie finden kann. Sie ist bestimmt nicht freiwillig gegangen und ich glaube, dass Lorcan mich dorthin bringen kann, wo sie sich befindet: im Auge.

Doch noch habe ich zu viele Fragen und zu viele Zweifel. In meinem Kopf herrscht Chaos und um den Überblick nicht zu verlieren, fange ich mit meinen Fragen beim Anfang an.

»Wer genau ist Susan Wood und warum kann nur ich sie sehen und niemand sonst?«

Lorcan wirkt überrascht. »Ich dachte, dass sie dir alles Wichtige erklärt hat. Komisch, dass sie dabei nichts über sich selbst erzählt hat ...« Grübelnd fährt er sich mit der Hand durch den Bart.

Peinlich berührt sage ich: »Bestimmt hat sie mir auch erklärt, wer sie ist. Aber wenn ich ehrlich bin, habe ich ihr gar nicht richtig zugehört, sondern überlegt, wie ich sie am Schnellsten wieder loswerde ...«

Ein Grinsen huscht über sein Gesicht, doch dann steckt er sich rasch ein Stück Hummer in den Mund. Ich warte geduldig, bis er aufgekaut und heruntergeschluckt hat.

»Susan Wood gehört zu den Dreiern und ist Sucherin. Sie ist dafür zuständig, neue Schüler ausfindig zu machen und sie davon zu überzeugen, im Auge eine Ausbildung anzutreten.«

Das stimmt, erinnere ich mich, denn sie hat von einer Ausbildung gesprochen. Eine Ausbildung zur Kämpferin ...

»Kann man sich aussuchen, was für eine Ausbildung man machen möchte?«

»Nein. Jeder hat bestimmte Fähigkeiten und Talente. Außerdem werden in den verschiedenen Bereichen unterschiedlich viele Leute gebraucht. Du bist für die Ausbildung als Kämpferin vorgesehen. Das ist der Bereich, bei dem wir die meisten Mitglieder brauchen.«

»Und Kämpferin bedeutet, dass ich gegen Außerirdische kämpfen muss?«

»Wenn sie auf die Erde kommen, ja.«

»Wie oft passiert das?«

»Unregelmäßig. Aber im Groben kann man sagen, dass sie alle zwei Jahre hier landen.«

»Und dann müsste ich sie töten?«

»Ja.«

Für einen Moment bleibe ich stumm, mustere Lorcan nur aus großen Augen. Schließlich sage ich: »Ich kann niemanden töten. Auch keinen Außerirdischen.«

»Das lernst du in der Ausbildung.«

»Aber ich will es nicht lernen.«

Lorcan seufzt. »Wie gesagt, eine Wahl hast du nicht.«

»Warum ausgerechnet ich?«, will ich von ihm wissen.

»Weil du ein bestimmtes Enzym im Blut trägst - ein Enzym, das von den AIs abstammt.«

»Von wem?«

»AI ist die Abkürzung für Außerirdische.«

Ein Taubheitsgefühl breitet sich in meinen Gliedern aus. »Ich soll von Außerirdischen abstammen?«

»Ja und damit gehörst du zu den Auserwählten.« Lorcan beobachtet jede Regung in meinem Gesicht.

Das kann nicht stimmen. Das kann einfach nicht stimmen! Meine Mutter soll eine Außerirdische sein? Das ist lachhaft! Ich habe vielleicht nicht viele Erinnerungen an sie, aber die, die ich habe, sind klar. Und in keiner einzigen ist sie eine Außerirdische.

»Ich kann förmlich sehen, wie es hinter deiner Stirn rattert«, reißt mich Lorcan aus meinen Gedanken. »Bevor du die wildesten Vermutungen anstellst, will ich dir etwas erklären.«

Er schiebt sich den letzten Bissen Hummer in den Mund und spült ihn mit einem Schluck Wasser hinunter, bevor er sein Besteck ordentlich auf den Teller legt und anfängt zu erzählen.

»Die Tenaler sind schon vor sehr langer Zeit hier auf die Erde gekommen. Ihre Absichten waren anfangs friedlich, sie haben sich mit Menschen zusammengetan und Nachwuchs gezeugt. Das ging so lange gut, bis sie unsere wertvollen Rohstoffe entdeckt haben - und die Tatsache, dass sie hier auf der Erde wesentlich älter werden können als auf ihrem Heimatplaneten. Deswegen wurde das Auge gegründet - um die Erde von den Tenalern zu befreien und zu verhindern, dass neue hierherkommen.«

»Das verstehe ich nicht«, schiebe ich sofort hinter seine Erzählung. »Sehen die Tenaler denn so aus wie wir? Oder warum haben sich die Menschen nicht von Anfang an gegen sie gewehrt?«

»Das Aussehen eines Tenalers passt sich unserem immer mehr an, je länger er auf der Erde ist. Dadurch ist es für einen Laien schwer zu erkennen, ob er einen Tenaler oder einen Menschen vor sich hat.«

Unwillkürlich bildet sich eine Gänsehaut auf meinen Armen. Ich sehe mich im Restaurant um und frage mich, wie viele der Menschen hier gar keine Menschen sind.

»Meinst du, meine Mutter hat mir den Stein gegeben, um mir mitzuteilen, dass sie eigentlich gar kein Mensch ist?«

»Deine Mutter war bestimmt ein Mensch«, sagt er und mir fällt sofort die Vergangenheitsform auf. Wieso benutzt er sie, wenn es gar keine Beweise für ihren Tod gibt? »Ich vermute, dass sie oder dein Vater zu einem kleinen Prozentsatz von Außerirdischen abstammt, so wie du auch.«

Mir ist schlecht. Die Vorstellung, dass in mir außerirdische Gene schlummern, ist völlig grotesk. Mit zitternder Hand nehme ich mein Glas Wasser und trinke einen Schluck. Sofort spüre ich, wie die kühle Flüssigkeit meinen Magen erreicht und ihn ein wenig beruhigt. Mein Verstand kann nicht glauben, was Lorcan mir erzählt.

»Und zu deiner anderen Frage: Susan Wood kann sich unsichtbar machen mithilfe von außerirdischer Materie.«

»So wie mein Stein?«

»Nein, die I-Materie ist anders.«

»Es gibt also unterschiedliche Arten von außerirdischer Materie?« So langsam habe ich das Gefühl, dass mein Kopf zum Bersten voll ist und nicht mehr viele Informationen hineinpassen. Noch immer weiß ich nicht, was ich von all dem halten soll. Ob ich das alles glauben soll, was Lorcan mir erzählt.

»Ja. Materienkunde ist ein eigenes Fach während deiner Ausbildung.«

Als Zeichen, dass ich ihn verstanden habe, nicke ich lediglich. Mir fallen längst keine Worte mehr dazu ein.

»Ich glaube, es wäre alles einfacher gewesen, wenn Wood eine andere Methode gewählt hätte, als sie zu dir Kontakt aufgenommen hat. Aber sie ist noch jung und muss aus ihren Fehlern lernen.«

Er lehnt sich entspannt in seinem Stuhl zurück, sein Wasserglas in der Hand. Während ich vergeblich versuche, irgendwie meine Gedanken zu ordnen, betrachtet er mich. Da fällt mir noch etwas ein.

»Du hast vorhin von hierarchischen Strukturen gesprochen. Auf welcher Ebene stehst du?« Neugierig beobachte ich seine Reaktion. Er bleibt weiterhin entspannt.

»Ich gehöre zu den Vierern. Das sind die Ausbilder. Wenn du die Ausbildung antrittst, gehörst du zu den Einern und nach einem Jahr würdest du aufsteigen zu den Zweiern, den Prüflingen.«

»Bist du dann mein Ausbilder?«

»Ja.« Sein Finger kreist um den Rand seines Glases.

»Findest du gut, was das Auge macht?«

Lorcan stoppt in der Bewegung und scheint die Luft anzuhalten. Sein Blick hält mich gefangen. Schließlich, nach einem gefühlt ewig andauernden Moment, antwortet er mir. »Nicht alles«, sagt er und in diesen zwei Worten schwingt eine unausgesprochene Bedrohung mit.

»Warum bist du dann überhaupt im Auge?«, frage ich.

»Weil ich keine Wahl habe. So wie du deinen Vater hast, habe ich meine drei Brüder. Und jeder von ihnen hat Familie. Ich riskiere nicht, dass ihnen etwas geschieht.« Lorcan verzieht den Mund und richtet seinen Blick auf den leeren Teller vor ihm.

»Deine Familie muss dir sehr wichtig sein.«

Er schaut auf und mir direkt in die Augen. »Du würdest für deinen Vater auch alles tun, oder?«

Ich antworte nicht, schicke ihm nur einen Blick voller Verständnis.

Lorcan stellt sein leeres Glas zurück auf den Tisch. »In zwei Wochen müssen wir ins Hauptquartier zu wichtigen Tests.«

»Was meinst du damit?«

»Blutabnahme, Gesundheitscheck und ein paar Tests in Bezug auf deine Fähigkeiten. Das Ganze hat nämlich auch positive Seiten. Eine deiner Fähigkeiten kann am Ende deines ersten Ausbildungsjahres verstärkt werden.«

»Wie soll das denn funktionieren?«

»Mithilfe von außerirdischer Materie.« Er grinst und unwillkürlich frage ich mich, welche Fähigkeit wohl bei ihm verstärkt wurde und was mit dieser außerirdischen Materie noch alles möglich ist.

»Wollen wir?«, fragt er und hebt bereits seine Hand, um einen Kellner an unseren Tisch heranzuwinken.

Ich nicke. Mein Kopf ist viel zu vollgestopft. Alles, was ich jetzt will, sind mein Bett und Ruhe.

KAPITEL 3

»Seine Augen sind der Wahnsinn! Ich könnte den ganzen Tag nichts anderes tun, als ihn anzustarren. Und seine Lippen ...« Joyce schließt gedankenverloren ihre Lider und öffnet leicht ihren Mund. Ich schnappe mir ihren Arm und ziehe sie in meine Richtung, bevor sie gegen einen Laternenpfosten knallen kann. Erschrocken reißt sie die Augen auf und bleibt stehen.

»Maeve! Ich frage mich die ganze Zeit, wie sich seine Lippen wohl anfühlen. Ob er gut küssen kann?«

Halb genervt, halb belustigt schiebe ich sie weiter Richtung Schultor. Das gesamte Wochenende hat sie über nichts anderes geredet als diesen Typen, den sie beim Einkaufen aus Versehen angerempelt und anschließend als Entschuldigung auf einen Kaffee eingeladen hat. Von Anfang an fand sie ihn gutaussehend und sie behauptet, es wäre Schicksal, dass er ihretwegen gegen das Konservenregal gefallen ist und sich mehrere blaue Flecken zugezogen hat. Schließlich hat sie sonst immer Kleingeld für einen Einkaufswagen dabei, nur an diesem Tag nicht, weswegen sie ihre Arme so vollgeladen hatte, dass sie den Mann namens Brad schlichtweg nicht sehen konnte.

Während sie weiter von ihm schwärmt, hänge ich meinen eigenen Gedanken nach. Seit dem Treffen mit Lorcan trage ich ein Notizbuch mit mir herum, in dem ich alle Fragen hineinschreibe, die mir einfallen. Schon jetzt sind mehrere Seiten vollgekritzelt.

»Oh da ist sie ja! Unsere erfolgreiche Dating-Queen!« Peter kommt breit grinsend auf uns zu, seine Freunde im Schlepptau. Joyce hat mit ihrem Monolog aufgehört und sieht stattdessen fragend zu Peter.

»Oder war es etwa nicht erfolgreich?« In gespielter Entsetzen bleibt er vor uns stehen.

»Jedenfalls erfolgreicher als du es warst, bei deinem Versuch zu klauen«, kontere ich.

Das Grinsen aus Peters Gesicht verschwindet. Er schaut mich wütend an, bevor er sich umdreht und mit seinen Freunden weitergeht. Ich atme tief durch. Joyce zieht mich am Ärmel zur nächsten Ecke, weit entfernt von den anderen Schülern.

»Was war das denn eben?«, will sie von mir wissen.

»Was? So spektakulär war das nun auch wieder nicht«, sage ich schulterzuckend. »Du hast mir doch Tipps gegeben, wie ich mich besser wehren -«

»Das meine ich nicht! Peter hat von einem Date gesprochen. Was für ein Date? Warum weiß ich davon nichts?«

Plötzlich fühle ich mich, als hätte jemand einen Eimer heißen Wassers über mir ausgeleert. »Du hast die ganze Zeit so von Brad geschwärmt, dass ich das Gefühl hatte, du könntest dich gar nicht auf ein anderes Thema konzentrieren«, verteidige ich mich.

»Dann erzähl es mir jetzt«, fordert mich Joyce auf. »Ich will wissen, was für ein Date du hattest.« Ihre Augen fangen an, zu leuchten, was mir gar nicht gefällt. Ich sehe schon vor mir, wie

sie Pläne schmiedet, um mich und mein angebliches Date zu verkuppeln. Das muss ich verhindern.

»Erinnerst du dich an den Überfall?«, frage ich sie deswegen.

»Was hat das denn mit deinem Date zu tun?« Joyce ist sichtlich irritiert.

»Na ja ...« Ich reibe mir über den Nacken. »Der Typ, der mir das Leben gerettet hat, hat mich doch zum Essen eingeladen.«

»Und du bist hingegangen? Ich dachte, das wolltest du nicht.« Joyce ist fassungslos.

»Richtig. Er stand plötzlich vor meiner Tür, um mich abzuholen, und eigentlich wollte ich nicht mitgehen, aber dann hat er einen Satz über meine Mutter fallen gelassen.«

Joyces Augen werden groß. »Er kennt deine Mutter?«

»Genau das wollte ich herausfinden.« Ich schaue auf die Uhr. Uns bleiben nur noch wenige Minuten, bis der Unterricht beginnt. »Um es kurz zu machen: Er weiß nicht viel mehr über sie als ihren Namen. Aber ich habe einen neuen Anhaltspunkt, wohin sie verschwunden sein könnte. Und Lorcan hat mir einen Ausbildungsplatz angeboten sowie die Möglichkeit zu lernen, wie ich mich besser verteidigen kann. Es war also kein Date, sondern eher so etwas wie ein Geschäftsessen.«

»Einen neuen Anhaltspunkt? Du musst mir alles erzählen! Und was soll das für eine Ausbildung sein?«

Ich zögere. Soll ich ihr wirklich von der Geheimorganisation berichten? Soll ich ihr sagen, dass meine Halluzinationen keine waren, sondern dass Susan Wood sich unsichtbar machen kann? Und dass ich von Außerirdischen abstamme und meine Mutter mir als Hinweis außerirdische Materie hinterlassen hat?

Ich will gerade zum Sprechen ansetzen, als mir einfallt, dass Lorcan mich darum gebeten hat, mich bedeckt zu halten, was das Auge angeht, kurz bevor er mich zu Hause abgesetzt hat. »Hm, über den Anhaltspunkt kann ich dir noch nichts Genaues sagen. Und über den Rest darf ich dir nicht viel erzählen, weil es um eine Geheimorganisation geht«, versuche ich, ihrer Frage auszuweichen, ohne sie dabei anlügen zu müssen.

Joyce starrt mich mit offenem Mund an. »Der Typ ist also so etwas wie ein Geheimagent?«

Geheimagent passt zwar nicht ganz, aber ich nicke trotzdem.

»Abgefahren! Kaum zu glauben! Warum will er unbedingt dich ausbilden?«

»Weil er Potenzial in mir gesehen hat, als ich gegen diese beiden Mistkerle gekämpft habe. Er meinte, ich bräuchte nur die richtige Technik, dann hätte ich die beiden auch ohne seine Hilfe in die Flucht schlagen können.«

»Das gibt es ja nicht.« Joyce scheint schwer beeindruckt. »Das heißt, du lässt das Psychologiestudium sausen?«

»Ich weiß es nicht. Mir schwirren noch zu viele Fragen im Kopf herum, die ich ihm stellen will.« Erneut sehe ich auf die Uhr und bedeute Joyce, weiterzugehen, damit wir es pünktlich in den Unterricht schaffen.

»Treffst ihr euch nochmal?«

»Er hat mir seine Adresse gegeben. Ich denke, ich werde am Wochenende zu ihm fahren.«

»Soll ich dich begleiten?« So, wie Joyce mich ansieht, will sie wohl eher fragen, ob sie mich begleiten darf.

»Mir ist es lieber, wenn ich allein fahre. Ich bin mir noch nicht sicher, was ich alles erzählen darf und was nicht.«

Enttäuscht lässt Joyce die Schultern hängen. »Aber alles, was erlaubt ist, berichtest du mir hinterher, ja?«

Ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen.

Als ich am späten Nachmittag zu Hause ankomme, hänge ich in Gedanken immer noch bei den Dingen, die mir Lorcan erzählt hat, und die so viele neue Fragen aufwerfen.

Im Hausflur streife ich meine Schuhe ab und stelle sie ins Regal neben der Tür.

»Tad?«, rufe ich, erhalte jedoch keine Antwort von meinem Vater.

Meine Tasche lasse ich zu Boden sinken, ich kann sie später noch auf mein Zimmer bringen. Auf Socken öffne ich die Tür zum Wohnzimmer, doch ich finde es leer vor. Allerdings kann ich jetzt etwas hören. Gemurmel scheint aus der Küche zu kommen. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann mein Vater das letzte Mal Besuch hatte. Wahrscheinlicher ist es, dass er wieder die Stimmen hört und mit ihnen redet. Auf Zehenspitzen gehe ich zur angelehnten Tür, hinter der mein Vater so leise spricht, dass ich kaum etwas verstehe, bis seine Stimme deutlicher wird.

»Sie ist meine Tochter ... meine Tochter ... Versteht ihr das nicht? Ich kann sie nicht auch noch verlieren. Ich habe doch schon sie verloren ... Ihr könnt sie mir nicht wegnehmen. Das lasse ich nicht zu. Hört ihr? Das lasse ich nicht zu! Maeve gehört zu mir - ihr kriegt sie nicht!« Sein Ausruf erstickt in einem Schluchzen. Die nächsten Worte sind sehr undeutlich, so als hätte er das Gesicht in den Händen vergraben.

»Ich brauche sie. Ich kann ... nicht ohne sie ... leben. Ihr dürft sie mir nicht wegnehmen. Bitte ... bitte ...« Er fängt an zu winseln. Und zwischen seinen erstickten Lauten erkenne ich fortwährend das gleiche Wort: Bitte.

Mit Übelkeit im Magen lehne ich meinen Kopf gegen den kühlen Türrahmen und schließe die Augen. Mein Vater hat immer wieder schlimme Halluzinationen. Zwischendurch gibt es Phasen, in denen man nichts von seiner psychischen Erkrankung merkt. Manchmal dauern diese ein paar Tage an, manchmal einige Wochen. Aber die Halluzinationen kommen immer zurück. Meistens fühlt sich mein Vater bedroht, oft geht es dabei auch um mich. Seit Mum verschwunden ist, hat Dad schlimme Verlustängste. Vermutlich ist genau das der Auslöser für seine Halluzinationen gewesen. Und jetzt hat er Angst, dass ich ihn ebenfalls verlassen könnte.

Ich öffne meine Augen, kann die Umgebung jedoch nur verschwommen sehen. Bisher habe ich Dad kaum etwas erzählt. Er war zwar neugierig, aber ich konnte ihn mit ein paar belanglosen Informationen abspeisen. Ich habe mich einfach nicht getraut, ihm von der Ausbildung und der Geheimorganisation zu erzählen. Würde das seine Halluzinationen zusätzlich noch verstärken oder wäre er erleichtert? Würde er wollen, dass ich diese Ausbildung antrete? Doch da ich zum jetzigen Zeitpunkt zu wenig Informationen habe, will ich das nächste Treffen mit Lorcan erst noch abwarten, bevor ich meinem Vater davon erzähle.

»Maeve?«

Ich zucke zusammen, als ich Dads Stimme so plötzlich höre. Anscheinend war ich so in Gedanken, dass ich nicht mitbekommen habe, wie Dad zur Tür gekommen ist und sie geöffnet hat. Sofort fallen mir seine verquollenen Augen und die wirren Locken auf.

Tapfer lächle ich ihm entgegen. »Ja, ich bin da. Hallo Tad.« Mein Hals brennt, aber ich versuche, das Gefühl einfach zu ignorieren.

In einer verzweifelten Geste umarmt er mich und drückt mich so fest an sich, dass mir kurz die Luft wegbleibt. Ich erwidere die Umarmung, lege meine Hände aber deutlich sanfter auf seinen Rücken.

»Verlass mich nicht, Maeve«, flüstert er mir ins Ohr. »Lass mich nicht allein. Versprich mir das.«

Tränen brennen mir in der Kehle. Ich muss unbedingt klären, wo diese Ausbildung stattfinden soll. Das Psychologiestudium könnte ich hier in Swansea machen. Vielleicht kriege ich sogar beides unter einen Hut – die Ausbildung, um herauszufinden, was mit Mum passiert ist, und nebenbei das Studium, um Dad zu helfen. Wenn ich mich anstrengte, dann könnte ich das schaffen.

»Maeve? Versprichst du mir das?« Die Umklammerung meines Vaters fühlt sich an wie ein Schraubstock, sein Griff wird immer fester. »Du musst es mir versprechen. Du darfst mich nicht allein lassen.«

Ich würde ihm gern antworten, doch ich bekomme kaum Luft. Mit den Händen versuche ich, ihn von mir wegzudrücken, habe allerdings keinen Erfolg. Mein Vater drückt nur noch stärker zu, seine Stimme klingt immer hilfloser.

»Bleib bei mir, Maeve. Bitte bleib bei mir! Lass mich nicht im Stich! Versprich es mir!«

Ich kann nicht mehr atmen und schlage mit den Händen auf seinen Rücken.

»Haut ab! Lasst uns in Ruhe!« Mein Vater verwechselt meinen verzweifelten Versuch, freizukommen, mit seinen Halluzinationen. Sein Kopf schnellert herum und das ist der Moment, in dem der Druck auf meinen Körper so weit nachlässt, dass ich einen tiefen Atemzug nehmen kann.

»Ja«, sage ich schnell, bevor mein Vater wieder zudrücken kann. »Ich versprech's.«

Tränen treten in seine Augen und erneut presst er mich an sich. Dann wird der Schraubstock endlich gelockert, ich winde mich aus seinem Griff und taumele rückwärts, bis ich die Armlehne des Sofas spüre. Erschöpft drehe ich mich herum und lasse mich aufs Sofa fallen.

Gierig nehme ich den Sauerstoff in meine Lungen auf. Ich schließe die Augen und fast im selben Augenblick sind da wieder diese Bilder.

Wie mein Vater mich gewürgt hat, weil er dachte, ich wäre ein Einbrecher und würde ihn bestehlen. Seine Angst vor den imaginären Spionen und wie wir uns deshalb unter dem Bett versteckt haben. Damals war ich neun und seine Panik hat sich auf mich übertragen. Ich werde auch nie vergessen, wie er mich bedroht hat, weil die Stimmen in seinem Kopf ihm das befohlen haben, immer und immer wieder. Sie haben ihm versprochen, dadurch Mum zurückzubekommen.

Ich hätte die Polizei rufen müssen, aber ich habe es nicht getan. Als Dreizehnjährige wollte ich nicht sehen, wie mein Vater verhaftet wird und anschließend in die Psychiatrie kommt. Außerdem wollte ich genau so wenig allein sein wie er heute. Stattdessen habe ich beruhigend

auf ihn eingeredet und darauf gewartet, dass es vorbeigeht. Hinterher hat mein Vater geheult wie ein Kleinkind, weil ihm sein Verhalten so leidtat. Diese extremen Situationen kann ich zum Glück an zwei Händen abzählen.

Ich öffne die Augen, lehne mich vor und stütze den Kopf auf meine Hände. Ein Seufzer entfährt mir, teils vor Erleichterung, teils aus Verzweiflung. Ich habe Dad ein Versprechen gegeben. Aber wenn die Ausbildung weit entfernt stattfindet – soll ich dann die Möglichkeit, mehr über meine Mutter herausfinden zu können, verstreichen lassen?

Am Freitag fahre ich nach der Schule gar nicht erst nach Hause, sondern nehme den Bus, der mich zu Lorcan bringt. An der letzten Haltestelle steige ich aus, muss allerdings noch ein ganzes Stück zu Fuß gehen. Er wohnt am Stadtrand, das hat er mir gesagt, als er mir den Zettel mit seiner Adresse überreicht hat. Doch erst jetzt merke ich, wie weit Realität und Vorstellung oftmals auseinanderliegen.

Das Ortsschild habe ich bereits hinter mir gelassen, als Lorcans Haus mit der Nummer 57 endlich auftaucht. Die Straße hier ist zwar noch geteert, wird aber zusehends schmaler und direkt hinter Lorcans Haus ragt der Wald auf. Ein Schotterweg führt als Auffahrt zu einem weißen Holzhaus mit Veranda und blauen Fensterrahmen. Links davon ist der alte Pick-up geparkt. Ich hingegen hatte eher an ein Neubaugebiet gedacht, als er vom Stadtrand gesprochen hat.

Lorcan sitzt mit dem Rücken zu mir auf dem Schotterweg und schraubt an einem Motorrad herum. Auf den Stufen zur Veranda steht ein Baustellenradio, aus dem leise Rockmusik ertönt. Lorcan trägt ein ärmelloses, schmutziges Shirt und für einen Moment bleiben meine Augen an seinen muskulösen Armen und Schulterblättern hängen. Schnell schüttele ich den Kopf und steure weiter auf ihn zu. Mein Blick wandert hinüber zum Haus. Ein bisschen wehmütig mustere ich die Hollywoodschaukel, die auf der Veranda gleich neben der Haustür angebracht ist.

Ich zucke zusammen, als plötzlich etwas Weiches meine Beine berührt. Mit einem Maunzen schaut mich eine kleine getigerte Katze aus großen Augen an.

»Hey, wer bist du denn?«, frage ich leise und hocke mich hin, um sie zu streicheln. Sie drückt ihren Kopf gegen meine Handinnenfläche und schließt dabei die Augen. Ein Lächeln breitet sich auf meinen Lippen aus.

»Das ist Kitty.«

Ich hebe meinen Kopf. Lorcan stellt gerade das Radio aus und setzt sich auf die untersten Stufen der Veranda. Mit einem bereits verdreckten Tuch reibt er sich das schwarze Öl von den Händen. Meine Augen wandern zu seinem Gesicht, bleiben jedoch an seinen Lippen kleben. Die untere blutet genau in der Mitte, dort wo sie schon von Natur aus eine Vertiefung aufweist. Schnell reiße ich meinen Blick davon los und wende mich wieder der Katze zu.

»Dann gehört sie dir?«

»Kann man so sagen. Zumindest biete ich ihr Futter und einen warmen Platz an.«

»Und du fährst Motorrad?«, frage ich und deute hinüber.

»Das gehört meinem Bruder. Ich repariere es nur.«

Ich schaue wieder zu Lorcan. Er hat das Tuch übers Geländer gehängt und beobachtet mich.

»Deine Lippe blutet«, sage ich schließlich, weil ich den Anblick kaum ertragen kann. Er fährt sich mit der Zunge darüber und für einen Moment ist das Rot verschwunden.

»Das tut sie öfters. Wartest du zwei Minuten? Dann gehe ich mir kurz die Hände waschen.«

Ich nicke und sehe zu, wie er durch die Haustür verschwindet. Ich beschließe, die Hollywoodschaukel näher in Augenschein zu nehmen. Hellblaue Polster, passend zu den Fensterahmen lassen mich schwach werden. Ich stelle meinen Rucksack ab, setze mich darauf und mache es mir gemütlich. Kitty hat mich beobachtet und springt nun auf meinen Schoß. Ich muss über den Namen schmunzeln. Wirklich einfallsreich scheint Lorcan nicht zu sein ...

Wenig später setzt er sich auf einen Holzschemel vor mich, mit einem gläsernen Tablet auf dem Schoß. Seine Lippe sieht deutlich besser aus und zeigt nur noch einen rötlichen Strich in der Mitte.

Während er auf dem Tablet herumtippt, sagt er: »Ich habe hier den Ausbildungsvertrag, den du unterschreiben musst.« Er dreht mir das Tablet zu und ich werfe einen kurzen Blick darauf, doch ehrlich gesagt interessiert mich der Vertrag erstmal nicht.

»Ich habe noch etliche Fragen, bevor ich unterschreiben möchte.«

»Okay.« Lorcan legt das Tablet neben sich auf den Boden und schaut mich offen an. »Leg los.«

Ich hole mein Notizbuch aus meinem Rucksack und schlage es auf.

»Wenn die Außerirdischen, die Tenn ... Teda ...« Ich suche nach dem richtigen Wort, aber ich konnte es mir nicht merken.

»Tenaler«, hilft mir Lorcan auf die Sprünge.

»Stimmt«, sage ich und schreibe das Wort schnell auf. »Also wenn diese Tenaler so aussehen wie wir - wie kann man sie dann von uns unterscheiden?«

Lorcan streicht sich über den kurzen Bart. Ich zwingen mich, nicht hinzusehen. Diese Geste löst in mir das Verlangen aus, selbst die rau aussehenden Barthaare anfassen zu wollen.

»Wenn die Tenaler hier auf die Erde kommen, kann man sie leicht von uns unterscheiden. In der Regel sind sie kleiner als wir, haben statt Haaren Markierungen auf dem Kopf, aber das Entscheidende ist ihre rote Haut. Die erkennst du auch aus etlichen Metern Entfernung. Erst, wenn sie länger hier auf der Erde sind, wird sie blasser, bis der Rotton nur noch zu erahnen ist. Und dann sehen sie fast aus wie wir.«

»Was sollen das für Markierungen sein?«

»Wir vermuten, dass es sich dabei um ihre Namen handelt. Aber genau wissen wir es nicht. Jede ist anders.«

»Wenn sie ihre rote Farbe verlieren, erkennt man sie dann nicht noch immer an der Markierung?«

»Die Markierung ist weiß. Wenn ihre Haut also ihren Rotton verliert, wird die Markierung automatisch blasser und ist schlechter zu sehen.«

»Weil ihr der Kontrast fehlt«, sage ich und Lorcan nickt. »Was sollte man noch über die Tenaler wissen?«

»Einiges.« Lorcan grinst kurz, wird aber gleich darauf wieder ernst. Er nestelt an einem alten Lederband herum, das ihm um den Hals hängt. Ein silberner Ring kommt unter seinem Shirt zum Vorschein. Lorcan dreht den Knoten des Bandes nach hinten und steckt den Ring anschlie-

ßend zurück unter das Shirt. Dann stützt er seine Ellbogen auf den Knien ab und fängt an zu erzählen.

»Sie haben gelernt, verdammt gut mit außerirdischer Materie umzugehen. So können sie blitzschnell von einem Ort verschwinden und an einem anderen wieder auftauchen. Ihre Waffen sind ebenfalls sehr speziell. Sehen für Ungeübte harmlos aus, sind aber tödlich. Außerdem haben sie ein extrem gutes Gehör, sodass es fast unmöglich ist, sich an sie heranzuschleichen. Im Dunkeln können sie hervorragend sehen, deswegen ist es einfacher, sie dorthin zu locken, wo es hell ist, denn damit haben sie Schwierigkeiten. Ach ja, und auf ihren Reißzahn muss man aufpassen. Den setzen sie oft bei Kämpfen ein und der tut verdammt weh.«

Lorcan schweigt und streicht sich gedankenverloren über eine Narbe am linken Oberarm. Ich versuche, mir einzureden, dass er nichts dafür kann. Dass er so von ihnen redet, weil er jahrelang darauf trainiert wurde. Ich löse meinen Blick von ihm und sehe stattdessen in mein Notizbuch.

»Du hast von einem Enzym gesprochen. Wieso seid ihr euch so sicher, dass ich dieses Enzym habe? Kann man mir ansehen, dass ich von Tenalern abstamme? Gibt es ein bestimmtes Merkmal, das alle -« Ich stocke und starre Lorcan mit weit aufgerissenen Augen an.

Er mustert mich mit zusammengezogenen Brauen und schüttelt leicht den Kopf. »Keine Ahnung, woran du gerade denkst, aber es gibt kein Merkmal, das alle besitzen, die von AIs abstammen.«

Sein Gesichtsausdruck ist wieder normal, doch er beobachtet mich noch immer. Die Tatsache, dass mich meine Narbe nicht offenkundig als AI kennzeichnet, lässt mich erleichtert aufseufzen.

»Man kann nicht auf den ersten Blick erkennen, ob jemand dieses Enzym in sich trägt oder nicht. Deswegen gibt es die Sucher. Und genau aus diesem Grund werden sie auch so genannt. Weil sie diejenigen aufspüren müssen, die dieses Enzym haben. Und soweit ich weiß, ist das keine leichte Aufgabe.« Wieder fährt er sich mit der Hand über seinen kurzen Bart. »Noch mehr Fragen?«

»Wie finden sie denn die Menschen, die dieses Enzym in sich tragen?«

Lorcan hebt die Brauen. »Auf dem Gebiet bin ich kein Experte. Ich weiß, dass die Sucher ziemlich viele Akten durchwälzen, Arztberichte und so, um Unregelmäßigkeiten und Unerklärliches aufzudecken. Außerdem sind ihre Sinne geschärft, weil dieses Enzym wohl dafür sorgt, dass sich zum Beispiel der Geruch eines Menschen ganz leicht verändert. Solche Spuren verfolgen sie dann.«

»Ok.« Ich schaue kurz in mein Buch. »Warum nennt sich die Geheimorganisation Das Auge?«

Lorcan schmunzelt. »Aus diversen Gründen. Ich glaube, der Hauptgrund liegt im Aussehen. Das Hauptgebäude ist aus dem All nämlich sehr gut zu identifizieren und dient der Raumfahrt als Anhaltspunkt und -«

»Warte mal«, unterbreche ich ihn. »Man kann das Auge schon aus dem Weltall sehen? Aber dann ist die Geheimorganisation doch gar nicht mehr geheim, oder?«

Lorcan lacht und auf seinen Wangen bilden sich Grübchen. »Das Auge der Sahara ist eine Formation mitten in der Wüste, die aus dem All gut zu erkennen ist und von der niemand weiß, wie sie entstanden ist. Was aber ebenfalls niemand weiß, ist, dass es unterhalb des Auges ein

riesiges Gebäude gibt – das Hauptquartier dieser Organisation. Damals wurde bewusst dieser Ort für den Bau des unterirdischen Hauptquartiers gewählt, weil das Auge nicht nur unseren Raumfahrern als Anhaltspunkt dient, sondern auch den Tenalern. Und wenn die hier auf der Erde landen, können wir sie dort direkt abfangen und verhindern, dass Zivilisten in Gefahr kommen.«

Sprachlos starre ich Lorcan an. Plötzlich wird mir bewusst, dass mein Mund offen steht, weswegen ich ihn schnell schließe. Die Informationen muss ich erst mal verdauen. In meinem Kopf herrscht Chaos und ich kriege kaum zwei Gedanken zusammen, sodass sie einen Sinn ergeben.

Lorcan grinst, auch wenn es so aussieht, als würde er versuchen, es sich zu verkneifen. Vielleicht holt mich das wieder zurück in die Realität.

»Heißt das«, beginne ich und kriege endlich einen der vielen Gedanken zu fassen. »Heißt das, die Ausbildung findet in der Sahara statt?«

»Ganz genau.«

Das kann ich nicht. Ich kann nicht weg hier aus Wales, meinen Vater allein lassen und auf einem anderen Kontinent meine Ausbildung machen.

»Kann ich meinen Vater mitnehmen?« Ich glaube, die Antwort bereits zu kennen, aber ich will nichts unversucht lassen.

»Nein.«

»Dann kann ich die Ausbildung nicht antreten.«

Lorcan schweigt.

»Ich kann meinen Vater nicht verlassen.«

»Es gibt so viele Möglichkeiten, Maeve. Es gibt Pflegedienste, Wohnheime, betreutes Wohnen ...«

»Das verstehst du nicht. Ich will ihn nicht allein lassen.«

Lorcan senkt den Kopf und sieht auf seine Hände. »Du wirst gar keine andere Wahl haben. Sie werden dich und deinen Vater sonst nicht in Ruhe lassen. Sie brauchen neue Kämpfer und da werden sie ein Nein nicht akzeptieren.« Er hebt seinen Blick direkt in meine Augen. Die Ernsthaftigkeit und Verletzlichkeit darin jagen mir eine Gänsehaut über den Körper.

Ich weiß nicht, was ich tun soll. Die Ausbildung klingt überhaupt nicht nach dem, was mir gefällt. Noch dazu ist sie so weit weg. Auf der anderen Seite hätte ich die Möglichkeit, mehr über meine Mutter herauszufinden. Und soll ich das Risiko wirklich eingehen, dass sie mir und meinem Vater wehtun könnten, wenn ich den Vertrag nicht unterschreibe?

»Willst du das Hauptgebäude mal sehen?«, reißt mich Lorcan aus meinen Überlegungen. »Vielleicht hilft dir das bei deiner Entscheidung.«

Mein Herz macht einen Sprung. »Auf jeden Fall.« Mit etwas Glück finde ich schon deutlich früher neue Hinweise zu meiner Mutter.

»Gut, dann komm.« Er steht auf und geht zu seinem Pick-up.

»Wie, jetzt gleich?«, frage ich verwirrt. Ein Blick auf meine Uhr verrät mir, dass es bereits nach achtzehn Uhr ist.

»Ich denke, du willst das Auge sehen? Warum dann noch warten?« Das leichte Grinsen auf seinen Lippen zieht mich in seine Richtung.

Ich versuche, im Kopf schnell zu überschlagen, wie lange wir bis nach Nordafrika und zurück brauchen. Doch ich fühle mich so überrumpelt, dass ich keinen klaren Gedanken mehr fassen kann.

Du willst weiterlesen?

Hier geht's zum Taschenbuch: www.kiomoonfleur.com

Hier gibt es das Ebook: https://www.amazon.de/Maeve-Sand-Stein-Band-Maeve-Tetralogie-ebook/dp/B09K1S4PYQ/ref=sr_1_1?crid=3AWB8C1M0F7VC&keywords=maeve+sand+und+stein&qid=1684094865&sprefix=maeve+sand%2Caps%2C96&sr=8-1